Ausgabe B
Vertr.-Kennz. 1 J 5527 E

Ostpreußen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 5 | Mai 1960 | Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

Abwanderung hält weiterhin an

Fluktuation der Bevölkerung höher als in Zentralpolen

Einen absoluten Verlust an ihrer ständigen Wohnbevölkerung haben die nördlichen und westlichen Gebiete der polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen im zweiten Halbjahr 1959 zu verzeichnen gehabt, wobei die Verluste in Südostpreußen und in Ostpommern am stärksten waren.

Nach Angaben des polnischen Statistischen Hauptamtes, die im „Biuletyn Statystyczny" für den Monat Februar 1960 veröffentlicht wurden, stehen in den „Wojewodschaften" Allenstein, Köslin, Stettin und Grünberg 139 000 Anmeldungen für einen ständigen Aufenthalt 151 600 Abmeldungen vom ständigen Wohnort in der zweiten Hälfte des Jahres 1959 gegenüber; es ist somit im zweiten Halbjahr 1959 ein echter Bevölkerungsschwund in Höhe von 11 700 Personen eingetreten.

Von diesem Verlust ist vornehmlich das flache Land betroffen worden: Hier stehen 78 700 Zugängen 100 900 Abgänge gegenüber. Der starke Fortzug vom Lande dürfte auf die permanente Krise in der Landwirtschaft zurückzuführen sein. Im gleichen Berichtszeitraum ist die Bevölkerungszahl in den Städten leicht angestiegen.

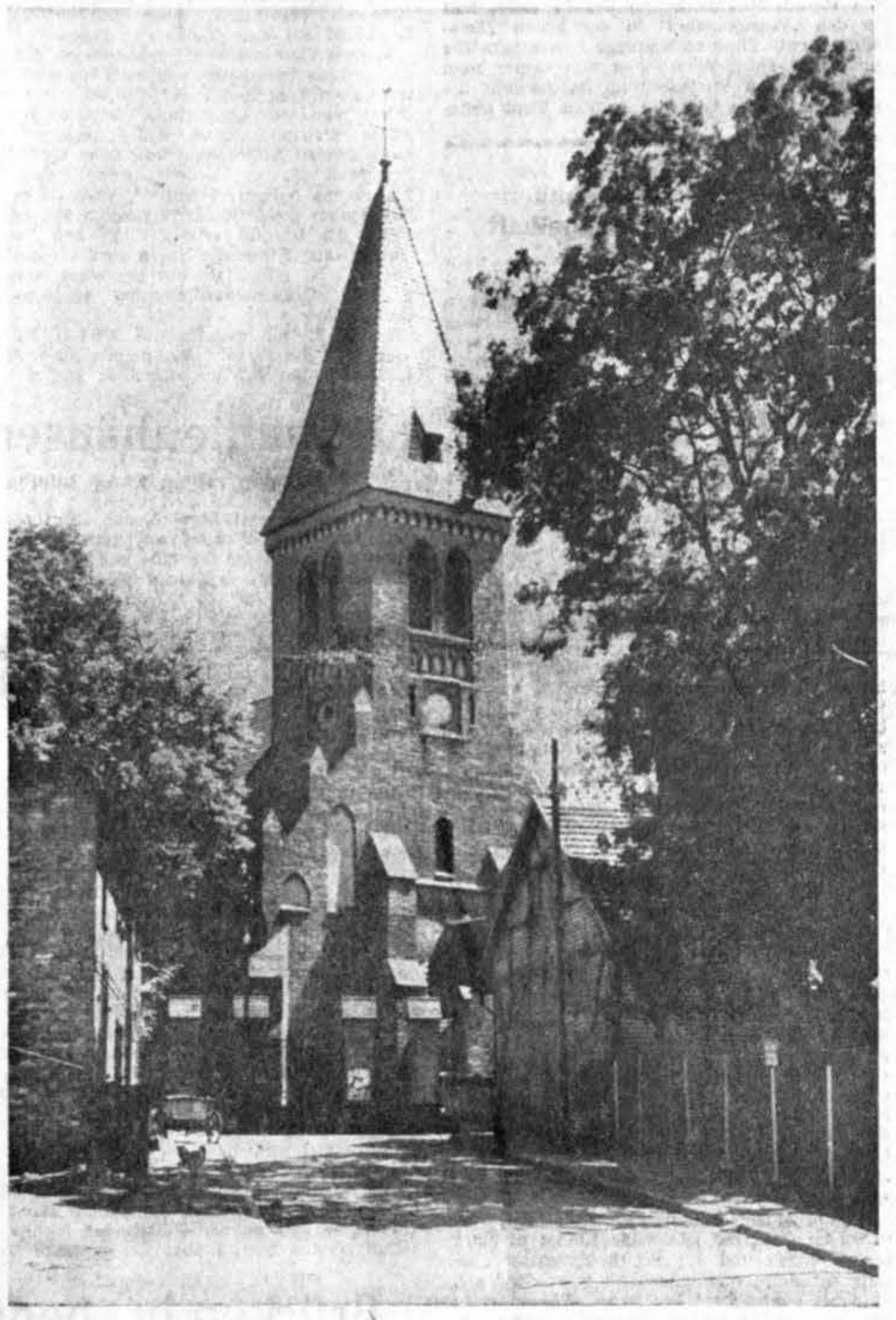
Die Zahl der Abmeldungen vom ständigen Wohnort bewegt sich zwischen 90,9 auf 1000 Einwohner in der „Wojewodschaft" Grünberg und 113,7 auf 1000 Einwohner in der „Wojewodschaft" Köslin. Auf dem flachen Lande liegt die Zahl der Abmeldungen vom ständigen Wohnort zwischen 105,3 je 1000 Einwohner in der „Wojewodschaft" Grünberg und 142,6 je 1000 Einwohner in der „Wojewodschaft" Stettin.

Den polnischen statistischen Angaben zufolge ist im Danziger Gebiet, in Breslau, in Niederschlesien sowie im Regierungsbezirk Oppeln die Zahl der Anmeldungen für einen ständigen Aufenthalt unbedeutend höher gewesen als der Abgang durch Fortzug. Hier liegen auch die relativen Zahlen der Abmeldungen niedriger: Sie bewegen sich zwischen 45,2 je 1000 in der Stadt Breslau und 84,7 je 1000 Einwohner in der „Wojewodschaft" Breslau.

Wie aus den Angaben des polnischen Statistischen Hauptamtes ersichtlich ist, waren die Zahlen der An- und Abmeldungen am und vom ständigen Wohnsitz im zweiten Halbjahr 1959 in den polnischen Wojewodschaften und Städten wesentlich geringer im Verhältnis zur Wohnbevölkerung als in den Oder-Neiße-Gebieten. Die Abmeldungen beliefen sich z. B. in der Wojewodschaft Rzeszow auf 39,7 je 1000 Einwohner, in der Wojewodschaft Lublin auf 33,9 und in der Wojewodschaft Warschau auf 43,6 je 1000 Einwohner. In sämtlichen polnischen Wojewodschaften, mit Ausnahme von Kielce und Bialystock (zur Wojewodschaft Bialystock gehören verwaltungsmäßig drei ostpreußische Landkreise) war im Berichtszeitraum eine absolute Bevölkerungszunahme durch Zuzug — insbesondere aus den Oder-Neiße-Gebieten — zu verzeichnen.

Vom „Bauernzirkel" zur Kolchose

In Pfaffendorf (Kreis Ortelsburg/Ostpreußen) bestand bereits einmal eine sogenannte landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft. Sie hatte sich noch vor Eintritt des „polnischen Tauwetters" im Jahre 1956 sang- und klanglos aufgelöst. Jetzt berichtet das Allensteiner Parteiorgan „Glos Olsztynski" über die Neugründung einer Kolchose in diesem Ort. Dorfbewohner äußerten sich besorgt über das Entstehen dieser „Produktionsgenossenschaft", die von Kommunisten gebildet wurde. Der Reporter stellte fest, daß von den früheren Kolchosmitgliedern nur drei der neuen Genossenschaft beigetreten sind. Er verzeichnet eine Erklärung des Vorsitzenden Maczarski: „Wir haben gedacht, wenn wir schon einen Bauern-Zirkel einrichten sollen, dann kann es gleich eine Produktionsgenossenschaft sein. Im Zirkel muß man doch für die Arbeit der Maschinen zahlen. In der Genossenschaft werden die Maschinen umsonst arbeiten, und alles wird uns gehören."



Heimat heute — *Die Heilige-Anna-Kirche in Stuhm ist heute der Mittelpunkt der katholischen Gemeinde der Stadt. Selbst von Zerstörung verschont, steht sie inmitten von Verfall und unfaßbarer Armut.* Foto: Schneege

Oder-Neiße-Mission gescheitert

Vergebliche polnische Bemühungen um Grenzanerkennung — „Negative Reaktion"

Wie aus gut unterrichteten Kreisen der polnischen Hauptstadt verlautet, ist der Versuch des stellvertretenden polnischen Ministerpräsidenten Jarosiewicz, führende amerikanische Politiker zu einer Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als „polnische Westgrenze" zu veranlassen, gescheitert.

Jarosiewicz, der sich auf einer sechzehntägigen Amerikareise in zahlreichen Gesprächen mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in den Vereingten Staaten bemühte, den „entschiedenen politischen Standpunkt" in der Oder-Neiße-Frage zur Geltung zu bringen, habe nach seiner Rückkehr mitteilen müssen, daß die amerikanischen Politiker „eine starke Zurückhaltung an den Tag legten und keinerlei (im polnischen Sinne) positive Andeutung machten."

Diese zurückhaltende bzw. ablehnende Einstellung sei naturgemäß allein bei Amerikanern nicht polnischer Herkunft zu beobachten gewesen. Die Amerika-Polen unterstützten ihrerseits zwar den Standpunkt Warschaus in der Oder-Neiße-Frage, übten aber, wie bekannt wird, harte Kritik an der innerpolitischen Entwicklung in der Volksrepublik Polen. Sie sollen Jarosiewicz und seiner Begleitung gegenüber ihr „starkes Bedauern" darüber zum Ausdruck gebracht haben, da Warschau „die liberale Politik der Jahre 1956/57 allmählich abwürgt". Die amerikapolnischen Vertreter sollen auf die zunehmende Abhängigkeit Warschaus von Moskau hingewiesen haben.

Da die Mission des stellvertretenden polnischen Ministerpräsidenten Jarosiewicz hinsichtlich des Oder-Neiße-Problems also gescheitert ist, verzeichnet man es in Warschau mit um so größerer Genugtuung, daß die führende amerikanische Zeitschrift für außenpolitische Fragen „Foreign Affairs" einen langen Aufsatz Gomulkas veröffentlichte, in welchem dieser auch die polnisch-sowjetische Auffassung zu den Grenzfragen vertreten hat.

Wie des weiteren verlautet, hat sich Jarosiewicz von seinem Besuch besonders deshalb viel versprochen, weil die amerikanischen Präsidentschaftswahlen bevorstehen und die amerikanischen Politiker dabei üblicherweise auf die kompakten Wählerschichten der Amerikaner polnischer Herkunft besondere Rücksicht zu nehmen pflegen. Es fällt besonders ins Gewicht, daß nichtdestoweniger alle Bemühungen Jarosiewicz', eine politische Kampagne gegen die Bundesrepublik zu führen, von vornherein auf nachdrückliche Ablehnung gestoßen sein sollen, wie in Warschau vorliegende Berichte besagen. Jarosiewicz habe nach einigen Ansätzen denn auch keinen Versuch mehr in dieser Richtung gewagt, nachdem er die „negative Reaktion" der amerikanischen Gesprächspartner bemerkt habe.

Jarosiewicz hat demnach in Warschau dasselbe berichten müssen wie im Vorjahre der polnische Landwirtschaftsminister Ochab, der am 13. Oktober 1959 nach einem elftägigen Besuche in den Vereinigten Staaten erklärte, er habe in seinem einstündigen Gespräch mit dem amerikanischen Außenminister Herter „keine Einhelligkeit" in der Frage des „westdeutschen Revanchismus" feststellen können.

Gipfelkonferenz: Ziele des Ostblocks

Die gut unterrichtete Warschauer Zeitung „Slowo Powszechne" definiert in einem aufschlußreichen Leitartikel die Ziele der Deutschlandpolitik des Ostblocks, wie sie zweifelsohne von Chruschtschow auf der bevorstehenden Gipfelkonferenz in Paris verfochten werden dürfte.

Nach dem polnischen Blatt, dem man gute Bezeihungen zum polnischen Außenamt und zur Sowjetbotschaft in Warschau nachsagt, soll insbesondere folgendes angestrebt werden:

1. Dauernde Beschränkung aller Funktionen Bonns auf das Territorium der Bundesrepublik,
2. Beseitigung möglichst eines jeden Einflusses der Bundesregieruig auf die Gestaltung der internationalen Politik, vor allem auf die Entwicklung der Ost-West-Beziehungen.

Um diese Ziele zu erreichen, solle der Abschluß eines Friedensvertrages sowie die Änderung des Status von West-Berlin angestrebt werden. Der Friedensvertrag habe überhaupt nur den Zweck, zur Verwirklichung der erwähnten beiden Hauptziele beizutragen.

Wolfsschanze Touristenattraktion

Das ehemalige Hauptquartier Hitlers in Ostpreußen, die Wolfsschanze bei Rastenburg, soll noch in diesem Jahr Touristen zugänglich gemacht werden. Diese Mitteilung machte die amtliche polnische Nachrichtenagentur PAP.

In der Nähe der Wolfsschanze errichten die Polen ein Hotel mit 80 Betten. Außerdem sollen Zeltplätze, Sportstätten und an einem der nahe gelegenen Seen auch Badegelegenheiten geschaffen werden.

Die Wolfsschanze, die beim Abzug der Wehrmacht Ende des Krieges teilweise zerstört und schwer vermint worden war, blieb der Öffentlichkeit bisher verschlossen. Sie besteht aus einem ausgedehnten System unterirdischer Bunker und liegt in einem der landschaftlich schönsten Teile Ostpreußens.

Bevölkerungszuwachs

Die Bevölkerung in Ermland und Masuren hat sich im Vorjahr leicht auf 893 000 Personen erhöht, von denen nach Angaben des polnischen Statistischen Amtes 64% Bauern waren. Die Einwohnerzahl Allensteins selbst hat sich durch den Zuzug von rund 20 000 Personen und 21 500 Personen zum vorübergehenden Aufenthalt auf rund 70 000 erhöht.

„West-Gebiete" nicht eingeschmolzen

Durchführungsverordnungen machen Warschauer Gesetz zunichte

Heftige Kritik an der bisherigen Einstellung der Warschauer Regierungsstellen gegenüber den polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen und insbesondere an der Behandlung der Landwirtschaft in diesen Gebieten durch die polnische Regierung übte Professor Wilamowski von der Landwirtschaftlichen Hochschule in Allenstein kürzlich auf dem II. Plenum des Obersten Komitees der Vereinigten Volkspartei (Bauernpartei).

Im Gegensatz zu den Behauptungen der polnischen Propaganda, die „Westgebiete" seien auf allen Gebieten bereits völlig mit dem „Mutterlande verschmolzen", stellte Professor Wilamowski fest, die „Westgebiete" wiesen „ohne jeden Zweifel" eine „besondere Eigenart" auf. Für die Landwirtschaft ergebe sich daraus beispielsweise das Erfordernis, „zweckentsprechende Lösungen" zu finden. Wilamowski bezeichnete es sodann als einen „Fehler" der Warschauer Wirtschaftspolitik, daß sie die Oder-Neiße-Gebiete zusammen mit Polen als einen „einheitlichen Organismus" betrachtete.

Als Beispiele für eine Benachteiligung Südostpreußens durch Warschauer Stellen nannte der polnische Professor die Zuteilung von Kunstdünger und die Versorgung mit Zement: Die „Wojewodschaft" Allenstein habe „bedeutend weniger" Kunstdünger erhalten als andere Verwaltungsgebiete, und die Zuteilung von Zement mache noch nicht einmal den hundertsten Teil der insgesamt verteilten Menge an Zement aus. Vor allem werde jedoch die starke Benachteiligung der Landwirtschaft in den „Westgebieten" in der hohen „Belastung" mit Pflichtablieferungen sichtbar: Ein polnischer Bauer müsse hier von seiner zehn Hektar großen Wirtschaft im Durchschnitt die doppelte Menge Getreide an den Staat abliefern, die ein anderer Bauer von einer gleichgroßen Landfläche in Zentralpolen abzuliefern habe.

Wie Professor Wilamowski weiter ausführte, findet in den Oder-Neiße-Gebieten weithin eine „Dekapitalisierung" der Gebäude statt. Im übrigen wird dort „wenig gebaut". Die Warschauer Regierung habe zwar angeordnet, daß den polnischen Bauern, die auf ihren Grundstücken in den „Westgebieten" Investierungen vornehmen, Steuermäßigungen zustehen; die Ausführungsverordnung habe diesen Regierungserlaß jedoch in der praktischen Durchführung so stark „eingeengt", daß im Grunde genommen die polnischen Bauern von dem Erlaß nur „sehr geringen Nutzen" hätten.

Brachland soll aufgeforstet werden

In einem kürzlich vom Warschauer Ministerrat gebilligten Entwurf des „Gesetzes über die Bewirtschaftung bäuerlicher Wälder", der von Radio Stettin erläutert wurde, werden vor allem die polnischen Neusiedler in den Oder-Neiße-Gebieten verpflichtet, über 400 000 Hektar Brachland auf ihre Kosten aufzuforsten.

In dem Gesetzentwurf ist festgelegt, daß die Aufforstung innerhalb von zwei bis drei Jahren zu erfolgen hat, wofür die Besitzer für 30 Jahre von der Grundsteuer befreit werden. Radio Stettin betonte, daß „zunächst" die zwangsweise Aufforstung von über 400 000 ha Brachland, „das größtenteils in den Westgebieten Polens registriert wurde", vorgesehen ist. Der Sender meldete, die polnischne Neusiedler seien „zu Unrecht erbost" über den Aufforstungszwang. Allerdings liegen die Aufforstungskosten weit höher als die bei einer dreißigjährigen Grundsteuer-Befreiung eingesparten Geldbeträge.

Radio Stettin meinte, die 400 000 Hektar Brachland, die für die Aufforstung vorgesehen sind, befänden sich ausschließlich in der Umgebung derjenigen bäuerlichen Wirtschaften, die in Waldgebieten liegen. „Auf dem flachen Lande, wo es keine größeren Waldbestände gibt, existieren weitere hunderttausende Hektar Brachland und nicht genutzte Anbaufläche".

Weitere Verminderung des Flugverkehrs

Als ein „permanentes Verlustgeschäft größten Ausmaßes" bezeichneten polnische Parlamentsabgeordnete den Flugverkehr der staatlichen polnischen Luftfahrtgesellschaft „Lot" in die Oder-Neiße-Gebiete. Auf einer Sitzung des Parlamentsausschusses für Verkehrs- und Postwesen wurde mitgeteilt, daß „Lot" eine weitere Verminderung des innerpolnischen Flugbetriebes, insbesondere zwischen Warschau und den Flugplätzen Stettin, Breslau und Danzig, plant. Nur auf diese Weise könnten „Millionenverluste" in Zukunft verhindert und die geplante Ausdehnung des Flugverkehrs nach westlichen Staaten verwirklicht werden.

Die Fluglinien Warschau nach den Oder-Neiße-Gebieten würden kaum noch von Zivilpersonen, sondern ausschließlich von Beamten und Funktionären benutzt, die außerdem stark verbilligt fliegen. Der Parlamentsausschuß billigte die Einschränkungsvorschläge der „Lot" für die Oder-Neiße-Gebiete und empfahl eine weitere Reduzierung des Flugverkehrs in diesem Gebiet um 50 Prozent.

Städtetag empfiehlt ostdeutsche Namen

Der Deutsche Städtetag hat seine Mitgliedstädte in der Bundesrepublik erneut auf die Pflege ostdeutscher Kulturwerte und auf die kulturelle Betreuung der Heimatvertriebenen hingewiesen. In jeder Gemeinde, so heißt es in den „Mitteilungen des Deutschen Städtetages", soll wenigstens eine bedeutsame Straße oder ein bedeutsamer Platz oder ein öffentliches Gebäude (insbesondere Schulen) oder den Teil eines öffentlichen Gebäudes (Säle) einen an Ostdeutschland erinnernden Namen tragen. Dabei könne es sich um Namen ostdeutscher Städte und Landschaften oder hervorragenden Persönlichkeiten handeln.

Versorgung mit Schuhen und Bekleidung mangelhaft

Trotz entsprechender Kaufabschlüsse während der letzten Posener Messe und im Ausland sind die Bekleidungs- und Schuhgeschäfte in Allenstein und erst recht in den kleineren ostpreußischen Städten gegenwärtig sehr schlecht mit Ware versehen. Die Käufer erhalten die ihnen seit langem versprochenen Artikel nur in Behelfsausführung bzw. zu stark überhöhten Preisen. Zahlreiche polnische Firmen haben ihre Lieferverpflichtungen nicht eingehalten. Geringe Posten jugoslawischer und italienischer Damenschuhe waren in Allenstein im Handumdrehen ausverkauft, obwohl die Preise zwischen 360 und 420 Zl. je Paar lagen.

Die Marienburg soll Besuchern wieder offen stehen

Die Marienburg, die im Hberst v. J. von einem Großbrand heimgesucht worden ist, soll im Juni wieder Besuchern zugänglich gemacht werden. Die nach dem Brande vom Einsturz bedrohten Teile des Ordensschlosses seien inzwischen abgesichert und das Burggelände enttrümmert und gesäubert worden. Auch habe man an Stelle des abgebrannten ein „provisorisches" Dach errichtet. In diesem Jahr noch sollen die beim Brande beschädigten Deckengewölbe instandgesetzt werden, berichtet „Glos Pracy".

Schulbau-Projekte weit hinausgeschoben

Die Verwirklichung einer ganzen Reihe von Schulbau-Projekten im Danziger Raum und in Südostpreußen mußte seitens der polnischen Behörden zum Teil um Jahre hinausgeschoben werden. Als Begründung werden der Mangel an Bauhandwerkern und unzureichende Investitionsmittel genannt. In Danzig und Allenstein erscheinende polnische Zeitungen appellierten an die Bevölkerung, Verständnis für die Schwierigkeiten der Baubehörden aufzubringen und durch „Selbsthilfe-Aktionen" und „großzügige Spenden . . . zumindest den Bau von Behelfsbauten zu fördern."

Der gegenwärtig herrschende Zustand, daß in vielen Orten 80 und mehr Kinder in einer Klasse sitzen und der Schicht-Unterricht „bereits zur Selbstverständlichkeit geworden" sei, wird als „untragbar" bezeichnet. Besonders in der kommenden kalten Jahreszeit müsse damit gerechnet werden, daß vor allem in den Landgemeinden viele Schulpflichtige den Unterricht in Anbetracht der geschilderten Umstände fernbleiben.

Einfamilienhäuser für 10 DM monatlich

Neusiedler zeigen wenig Interesse — Jetzige Mieter haben Vorkaufsrecht

Nachdem erst kürzlich der „Kurier Szczecinski" berichtet hatte, daß in Stettin mehr als 7500 Klein-Wohnhäuser verkauft werden sollen, verzeichnet das polnische Blatt nunmehr die Verkaufspreise für Ein- und Zweifamilien-Häuser sowie für teilweise verfallene Häuser, die aber wieder aufgebaut werden können.

Danach bewegen sich die Preise zwischen 57 000 Zloty für ein Einfamilienhaus und 210 000 Zloty für ein Zweifamilienhaus mit einer bebauten Fläche in einer Größe von 121 qm mit einem 600 qm großen Hofraum bzw. Garten. Beschädigte Häuser gleicher Art, die sich zum Wiederaufbau eignen, sollen zwischen 25 000 und 30 000 Zloty kosten.

Dem polnischen Blatt zufolge können unter Berücksichtigung der Vermögens- und Familienverhältnisse sowie des Einkommens der Kaufinteressenten verschiedene Ermäßigungen und Vergünstigungen gewährt werden: So kann z. B. der festgesetzte Verkaufspreis um 60 v. H. herabgesetzt, die Anzahlungsrate ermäßigt oder gar erlassen und schließlich der Kaufpreis in Raten mit einem Abzahlungszeitraum von 50 Jahren zerlegt werden. Dies bedeutet, daß ein polnischer Neusiedler ein Einfamilienhaus in Stettin im günstigsten Falle für monatlich Zahlungen in Höhe von etwa 40 (!) Zloty — dieser Betrag entspricht einem Kaufwert von etwa 10 DM — als „Eigentum" erwerben kann.

Trotz aller in Aussicht gestellten Preisermäßigungen und Vergünstigungen zeigen die jetzigen Mieter von Wohnungen in diesen Häusern nur sehr geringes Interesse an dem Erwerb der Gebäude. Wie der „Kurier Szczecinski" schreibt, hat bisher keiner dieser Mieter die Absicht bekundet, ein solches Haus zu kaufen. — Das polnische Blatt hat bereits in seinem ersten Bericht über die geplante Verkaufsaktion auf das Vorkaufsrecht hingewiesen, das den derzeitigen Mietern zusteht, wobei es diese ermahnt, sich alsbald bei den zuständigen Verwaltungsstellen zu melden, falls sie von dem Vorkaufsrecht Gebrauch machen wollen.

Erhöhte Verwaltungskosten ohne Leistungssteigerung

Gegen die „überhandnehmende Bürokratie und den Leerlauf in den ostpreußischen Industriebetrieben" wendet sich ein Artikel des Allensteiner Parteiorgans „Glos Olsztynski". Das Blatt stellt fest, daß sich die Zahl der Arbeitnehmer in den Industriefirmen 1959 zwar um 13 Prozent erhöht hätte; bei näherem Hinsehen stelle man jedoch fest, daß es sich dabei hauptsächlich um Verwaltungskräfte handele, womit vielfach die Produktionskosten ohne eine gleichzeitige Erhöhung der Leistungen angestiegen seien. Auch der Ausbildungsstand der Betriebsleiter und des technischen Personals lasse nach wie vor sehr zu wünschen übrig. Von 30 Direktoren im Bezirk Osterode können nur sieben eine höhere, abgeschlossene Berufsausbildung nachweisen, zehn haben nur eine Grundschule besucht. Ähnlich stehe es um die Abteilungsleiter, von denen die Mehrzahl den fachlichen Anforderungen nicht entspreche. Der Artikel des Allensteiner Blattes trägt die bezeichnende Überschrift „Ein Hoch auf die Funktionäre — ein Hoch auf die Nichtfachleute!"

Brücken in „bedrohlichem Zustand"

Der gegenwärtige Zustand der Straßenbrücken in Danzig wird in einem Bericht des „Glos Wybrzeza" als „katastrophal" beezichnet. Sowohl die Brücke am Grünen Tor als auch die sogenannte Kuhbrücke befinden sich in einem „bedrohlichen" Zustand. Mit der Sperrung einer weiteren Brücke muß gerechnet werden.

Auch eine Brücke in der Nähe der Eisenbahnstrecke muß sofort gesperrt und unverzüglich abgebrochen werden, da sie durch die Erschütterungen, welche die vorbeifahrenden Züge verursachen, sehr gefährdet wurde. Fachleute der Technischen Hochschule hatten bereits vor einem Jahr ein Gutachten erstellt, wonach diese Brücke damals gesperrt werden sollte.

Zur laufenden Vermehrung der Schäden etc. an den Brücken Danzigs wird in dem Bericht der polnischen Zeitung ausgeführt, daß jährlich nur 500 000 bis 700 000 Zloty für laufende Reparaturen zur Verfügung gestellt worden sind, während der Finanzbedarf für diese Zwecke auf 3—4 Millionen Zloty im Jahre beläuft. Seit mehreren Jahren „bombardiere" das Präsidium des Stadt-Nationalrats in Danzig die Warschauer Stellen mit Gesuchen um Bewilligung eines Kredits für Brückenreparaturen; alle Bemühungen seien jedoch vergeblich gewesen. Abschließend bemerkt „Glos Wybrzeza", der Bauzustand der Danziger Brücken und die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, seien bisher noch nicht dagewesen. Die derzeitige Lage erfordere eine beschleunigte Abhilfe. Es solle auch nochmals an die polnischen Streitkräfte appelliert werden, bei den Abbrucharbeiten und später beim Bau von Brücken in Danzig zu helfen.

Statistik der „Wirtschaftsverbrechen"

In der „Wojewodschaft" Allenstein sind 40 Prozent der wegen „Wirtschaftsverbrechen" im vergangenen Jahr verhafteten Personen Funktionäre gewesen. Unter den festgenommenen Personen, denen Korruption vorgeworfen wird, befinden sich 300 Direktoren und 140 „Volksräte" aus sämtlichen Kreisen der „Wojewodschaft" Allenstein. Diese Angaben veröffentlicht „Glos Olsztynski" aufgrund eines Berichtes des „Wojewodschaftskommandanten der Bürgermiliz". Die Korruptionsfälle, in die Funktionäre verwickelt sind, haben sich 1959 gegenüber 1958 um mehr als 100 Prozent vermehrt.

Das in der Wojewodschaft Kattowitz im Jahre 1958 gegründete Kontroll-Inspektorat für die verstaatlichten Wirtschafts- und Handelsbetriebe deckte — wie jetzt bekanntgegeben wurde — im Jahre 1959 insgesamt 373 größere Unterschlagungs- und Betrugsfälle auf. Die eingetretenen Verluste betragen allein auf Grund dieser Feststellungen 101 Millionen Zloty.



Schriftleitung E. Knobloch Verlag: Elchland-Verlag Göttingen Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger Braunschweig

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat Bezugspreis: vierteljährlich DM 1.50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. In Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt Wolfenbüttel Karlstraße 22 Tel. 37 68 Postscheckkonto Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

PRESSESPIEGEL

Optimismus und Resignation

„Einige Wochen vor Beginn der großen Pariser Schau ist man in Washington ein wenig gipfelmüde geworden. Man glaubt nicht, daß die Pariser Konferenz große Ergebnisse mit sich bringen wird. Wenn man den Washingtonern Informationen vertraut, so ist alles das, was in Paris gesprochen und beschlossen werden wird, bereits heute unter Dach und Fach. Man wird versuchen, das Fell des Berliner Bären zu waschen, ohne es naß zu machen, von ein paar Kompromißspritzern abgesehen. Man wird sich vor allem in der Kontrolle der Atomversuche näherkommen. Und man wird schließlich eine Entspannung in den west-östlichen Beziehungen feststellen und weitere Bemühungen um noch größere Entspannung ankündigen. Das hätte man freilich auch ohne Gipfelkonferenz bewerkstelligen können, zumal ein Anfang längst gemacht ist.

Man kann die gegenwärtige Stimmung Washingtons hinsichtlich möglicher oder wahrscheinlicher Gipfel-Resultate in die Worte zusammenfassen: Leichter Optimismus, gemildert durch Resignation. Der Optimismus gründet sich auf die Hoffnung, daß Chruschtschow keine unangenehme Überraschungen unter dem grünen Tisch hervorholen wird. Und da, so spekuliert man hier in aller Offenheit weiter, Chruschtschow vor allem in der Außenpolitik einen gemäßigteren Kurs einschlägt und offensichtlich aufrechtzuerhalten gedenkt, so empfehle es sich für den Westen, sich in Paris ebenfalls nicht zu hart zu zeigen.

Der Westen hat darüber hinaus keine neuen grundsätzlichen Vorschläge in allen Fragen, die Berlin und Deutschland angehen. Chruschtschow hat die Initiative, und es besteht kaum mehr Aussicht, daß es Washington, London oder Paris in den wenigen Wochen bis zum Beginn der Konferenz noch gelingt den Vorsprung wieder einzuholen, den man seit langem verloren hat. So erklärt sich die große Resignation."

Frankfurter Rundschau

Völlig planlos

„Wie rasch vermag der Bundeskanzler doch seine Ansichten zu ändern! Nach seiner Rückkehr von der Reise durch die USA und Japan hatte er im Fernsehen verkündet, die Reise sei ein großartiger Erfolg gewesen, überall habe er Freunde gefunden, mit Herrn Eisenhower befinde er sich in voller Übereinstimmung, und es sei alles in bester Ordnung.

Gestern aber stand im Bonner Presseklub ein anderer Adenauer vor den Journalisten — ein Mann der düstere Wolken an den politischen Horizont der Bundesrepublik malte, schwere Sorgen um das Schicksal Berlins äußerte und sogar die Möglichkeit andeutete, daß die Welt die Deutschen für alles Übel verantwortlich machen könnte.

Was, so muß man nun fragen, hat der Bundeskanzler seit seiner Rückkehr aus Japan erfahren, daß er in seinen Ansichten über die künftige Entwicklung ausgerechnet an dem Tage eine Kehrtwendung machte, an dem die Außenminister des Westens in Washington zusammentraten, um ihre Vorbereitungen für die Gipfelkonferenz im Mai zu beraten? Und wie ist zu erklären, daß Adenauer, der bisher den Deutschen bei jeder Gelegenheit sagte, wie tief sein Vertrauen in die Westmächte sei, nun plötzlich sogar eine grundlegende Wende in der Weltpolitik für möglich hält? . . .

Am gleichen Tag, an dem der Bundeskanzler ein Bild in schwarzen Farben malte, erklärte sein Außenminister in Washington, er sei „sehr optimistisch darüber, daß der Westen auf der Konferenz eine klare und feste Haltung erarbeiten" werde. Und der Pressedienst der CDU erklärt, die Bundesrepublik habe sich in der freien Welt so viel Vertrauen erworben, daß auch die neue Verleumdungskampagne der Kommunisten ihr Ziel nicht erreichen werde.

Dieses Durcheinander der Ansichten im engsten Kreis um Adenauer läßt in der Tat Schlimmes befürchten. Hat die Bundesregierung überhaupt einen anwendbaren Plan für die kommenden Verhandlungen? Man muß es bezweifeln, wie man auch bezweifeln muß, daß die bisherige Außenpolitik der CDU und des Kanzlers überhaupt eine Antwort auf die Fragen finden kann, die jetzt vor den Deutschen stehen."

Westfälische Rundschau

Mut zu neuen Wegen

„Aber wir Deutschen dürfen es nicht darauf ankommen lassen, daß die Bundesrepublik Teil eines militärischen Bündnissystems ist und diese Tatsache allein unsere außenpolitische Aktivität bestimmt. Schon heute ist leider zu erkennen, daß wir ungeachtet der zahlenmäßigen Bedeutung unseres militärischen Beitrags im nordatlantischen Bündnissystem wenig Aussichten haben, dieses System auch politisch zu Gunsten der Lösung der deutschen Fragen effektiv wirksam werden zu lassen. Es würde sich schließlich als schwerer Fehler erweisen, wenn wir nicht endlich den Mut und die Wege dazu finden, auch unser Verhältnis zum Osten in Ordnung zu bringen. Es wird sowieso bedeutend schwieriger sein als die vorangegangene Ordnung unseres Verhältnisses zum Westen."

Leitfaden, Bonn

Rettet den Rufmord

„Während des Frankfurter Jahreskongresses des Komitees „Rettet die Freiheit" wurde eine Broschüre verteilt, die als „Rotbuch" bezeichnet wird und in der angebliche ‚ideologische Aufweichungen' in Westdeutschland nachgewiesen werden sollen. In diesem Buch ist auch der CDU-Bundestagsabgeordnete Peter Nellen (Münster/Westf.) ‚angeschossen' worden. Politische Beobachter fragen, ob jetzt an Peter Nellen ein politischer ‚Rufmord' begangen werden soll.

Schlimmer geht es eigentlich kaum noch. Der CDU-Bundestagsabgeordnete Nellen war in der Vergangenheit wiederholt dadurch aufgefallen, daß er seinem Gewissen mehr gehorchte als Befehlen aus der Parteizentrale. Deshalb hätte man diesen tapferen Politiker in aller Öffentlichkeit feiern sollen. Es kann nur als erfrischendes Zeichen für unsere Demokratie angesehen werden, wenn ein Abgeordneter auch Mut vor ‚Kanzler-Thronen' zeigt."

Westdeutsches Tageblatt, Dortmund

STUHM eine Stadt ohne Zukunft

Ein trauriger Anblick - Überall die Zeichen des Verfalls - Vieh weidet in den Straßen

Die alte deutsche Ordensstadt Stuhm, eingebettet in die vielfältige und abwechslungsreiche westpreußische Landschaft ist dem Untergang und dem Verfall geweiht.

Von den wenigen westpreußischen Kreisstädten, die Deutschland nach dem Versailler Diktat noch blieben, nahm diese Stadt eine nicht unbedeutsame Stellung ein. Mit ihrem alten Ordensschloß aus dem Jahre 1346 ist Stuhm bis zum Kriegsende ein schönes Beispiel dafür gewesen, in welcher Harmonie sich geschichtliche Bedeutung und voranstrebende Gegenwärtigkeit zu verbinden vermochten. Bereits im Jahre 1415 erhielt Stuhm Stadtrecht und entwickelte sich zu einer lebendigen Stätte ostdeutschen Bürgertums, von dessen Wirken und Schaffen auch bis zum heutigen Tage noch etwas spürbar geblieben ist. Hier gab es einmal ein Bürgertum, das dem überheblichen Wohlstand ebenso weit entfernt war wie der bedrückenden Armut, die man aus den industrialisierten Landschaften anderer Provinzen Deutschlands zu jener Zeit noch kannte. Bäuerlicher Fleiß und handwerkliches Können der Bürger, denen früher als anderen Städten Westpreußens noch die besondere Aufgabe durch den Sitz der Verwaltung einer Stadt und eines Landkreises und der Gerichtsbarkeit zufielen, schufen die Grundlage für die unüberstürzte aber stetige Entwicklung dieser deutschen Stadt.

Das Jahr 1920 mit der Verwirklichung des Versailler Diktates brachte Stuhm und dem nahgelegenen Weißenburg die zweifelhafte Bedeutung als „Drei-Länder-Ecke" ein, nachdem fast ganz Westpreußen den Polen überantwortet wurde und man die alte Hansestadt Danzig zu einem Freistaat erklärte. Ganz in der Nähe der Stadt stießen nun die „Grenzen dreier Staaten" zusammen: Deutschland, Danzig und Polen, überragt von dem Westpreußenkreuz auf einer Anhöhe in Weißenberg, daß die Besucher an das Unrecht und die Willkür nationalistischen Denkens erinnerte. Dennoch blieb Stuhm von dieser widernatürlichen Grenzziehung weitgehend verschont, bis das Jahr 1945 den endgültigen Untergang brachte.

Es ist heute gar nicht leicht, nach Stuhm zu gelangen, auch wenn man all die Schwierigkeiten der Einreise in die polnisch verwalteten deutschen Ostgebiete glücklich hinter sich gebracht hat. Kaum jemand der neuen Bewohner der nahegelegenen Großstädte Elbing und Danzig weiß etwas von Stuhm, das von den Polen in das ähnlich klingende Sztum umbenannt wurde, und es kommt noch hinzu, daß nur auf wenigen polnischen Karten diese Stadt verzeichnet ist, in der bis 1945 nahezu 10 000 Menschen lebten.

Es scheint fast so, als sei diese Stadt mit ihren Menschen versunken, versunken für das neue Polen, das nun auch alle anderen ostdeutschen Provinzen für sich zu beanspruchen versucht, versunken aber auch für Deutschland, das keine Nachrichten seit 1945 aus Stuhm kennt. Von den Bewohnern der Stadt fanden nur wenige noch rechtzeitig den rettenden Weg in den Westen, aber auch sie schweigen in der Erinnerung an das Grauen und Leid, das ihnen mit der Vertreibung zuteil wurde.

Es war darum fast für mich ein Wunder, als ich vor wenigen Wochen mit der Hilfe polnischer Freunde in die Stadt kam, die uns an die verlassenen und verödeten Stätten des dreißigjährigen Krieges erinnerte, in denen die Pest und die Brandschatzung jedes Leben beseitigte. Die wenigen Menschen, die wir dort trafen, erschienen so unglaublich verarmt und verhärmt, daß wir Zweifel hatten, mit ihnen zu sprechen und sie nach dem zu fragen, was hier seit 1945 geschah. Sie kamen in diese fast menschenleere Stadt als Vertriebene aus Ostpolen, aus Galizien, Wolhynien, Polesien und der Karpato-Ukraine, nachdem sie von den Sowjets aus ihren kleinen Katen erbarmungslos verjagt wurden, um hier von den Hungerlöhnen aus dem Erlös der Überschußprodukte kleiner landwirtschaftlicher Siedlerstellen ein Leben zu fristen, das in seiner Armut und Verzweiflung unfaßbar anmutet. In Lumpen gehüllt weiden Kinder das Vieh in den verunkrauteten und überwucherten Straßen mit einer Selbstverständlichkeit, als hätte es hier nie eine Stadt gegeben, in der einmal wirkliches Leben pulsierte. Verkommene Gestalten, die den Sinn ihres Lebens in Schwarzmarktgeschäften mit Gebrauchsgegenständen aus dem westlichen Ausland entdeckt haben, geben der Stadt heute vollends ihr unheimliches Gepräge. Die einzige Gaststätte, über die die Stadt heute noch verfügt, und einige graue Bretterkioske sind den ganzen Tag von Betrunkenen umlagert. Hier suchen die Menschen mit schlechtem Bier und Schnaps nach einem Ausweg aus der verzweifelten Situation, die für sie seit Jahren zur Alltäglichkeit geworden ist. Viele von ihnen sind durch die Auflösung der Kolchosen und Sowjchosen arbeitslos geworden, andere hausen in Erdhöhlen und primitiven Unterkünften. Nichts vermag diese grauenerregende Szenerie zu erhellen, die nur noch übertönt wird durch kreischende Lautsprecher, mit denen ununterbrochen polnische und russische Volksweisen hinausgeschrien werden.

Offenbar ist es so, daß der polnische Staat und die Wojewodschaftsverwaltung an Stuhm kaum Interesse zeigen und die Stadt dem völligen Verfall preisgeben. So hat man auch nicht davor zurückgeschreckt, das evangelische Gotteshaus in ein Lager der örtlichen Konsumgenossenschaft zu verwandeln und es als Gerätesschuppen einer landwirtschaftlichen Produktionsgemeinschaft zu nutzen. Die einzige Bedeutung, die die alte Kreisstadt heute noch hat, ist der Sitz eines Bezirksgerichtes, das etwa einem deutschem Amtsgericht entspricht. Ich hatte während unseres Aufenthaltes in der Stadt Gelegenheit, an einer Verhandlung teilzunehmen und danach mit dem polnischen Bezirksrichter zu sprechen. Auch er ist Vertriebener aus seiner ostpolnischen Heimatstadt Briest, die jetzt von den Sowjets annektiert wurde. Ich befragte ihn nach dem häufigsten Gegenstand der vielen Verhandlungen, und er antwortete mir resigniert: „Wenn Sie genügend Zeit hatten, sich in der Stadt und der Umgebung umzusehen, könnten Sie leicht erraten, worum es hier fast jeden Tag geht: Es sind Diebstahl, Raub und Schlägereien und Morde. Unsere Menschen sind willenlos geworden, und fast immer sind die Ursache dieser Verbrechen Armut, Hunger und Trunksucht. Aber auch wir können durch die strengsten Strafen nicht helfen, es müßte schon etwas ganz anderes geschehen, nur fehlt uns allen die Hoffnung . . ."

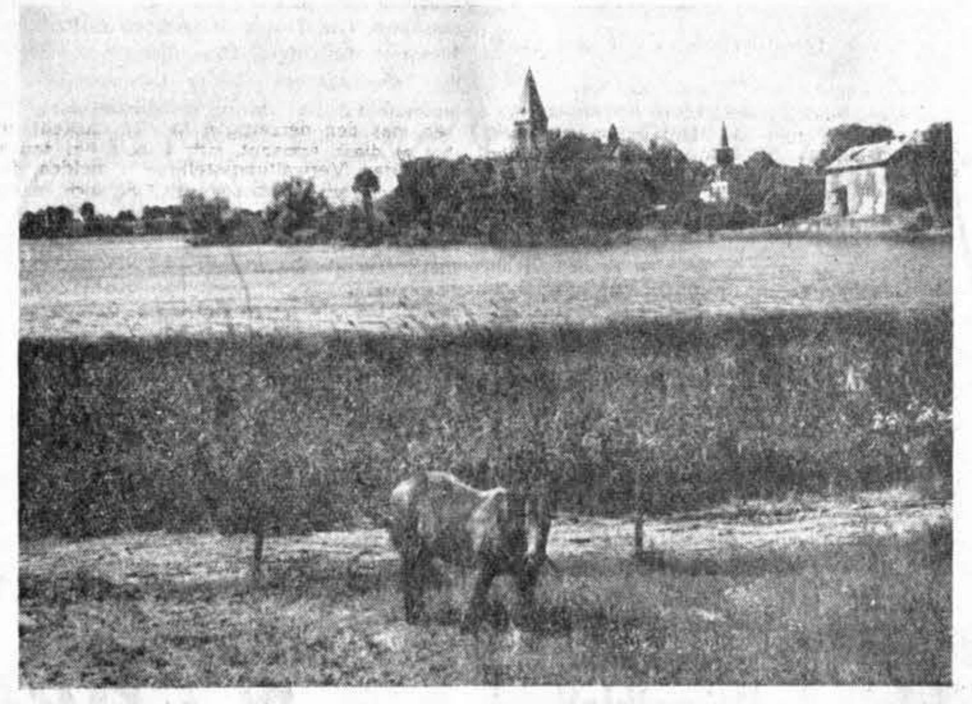
Die Stadt, die von zwei Seen begrenzt wird, hat allen Grund, um ihren weiteren Bestand ernsthaft besorgt zu sein. Eine größere Zahl von deutschen Familien ist 1957—1959 spätausgesiedelt worden. Nur diese waren noch daran interessiert, den Heiligen-Anna-Friedhof mit den deutschen Gräbern zu pflegen, der jetzt langsam verwaist. Außer einem Dutzend älterer Personen, die sich bisher noch unter der Fürsorge eines deutschen Pfarrers aus Marienwerder befanden, leben keine alteingesessenen Bürger mehr in der Stadt, denen ihre Heimat ohnehin zur freudlosen Fremde wurde.

Wie auf dem Markt der Gedenkstein für die Weltrekordsegelflieger Ferdinand Schulz und Bruno Kaiser, die hier 1929 tödlich verunglückten, verschwand, so wie die Bürgerhäuser in sich zusammensinken und die Menschen dieser Stadt gezwungen sind, in der Fremde zu leben, so wird Stuhm eine Stadt bleiben, ohne Zukunft, ohne Hoffnung, dem Verfall geweiht . . .

Hans-Georg Schneege



Die evangelische Kirche in Stuhm dient heute nicht mehr dem Gottesdienst, da fast alle Protestanten die Stadt verlassen haben. Sie soll demnächst als Lagerhaus und Speicher einer staatlichen Produktionsgemeinschaft eingerichtet werden.



Die westpreußische Stadt Stuhm, begrenzt von zwei Seen, zeigt von weitem mit den Türmen der beiden Kirchen nur wenig von dem Verfall, der den Ankommenden entsetzt, wenn er heute durch die Straßen Stuhms geht. Foto: Schneege (2)

Polnisch-sowjetisches Zusammenwirken in Ostpreußen

Mehr als 400 polnische Neusiedler aus Südostpreußen haben, wie dem Gewerkschaftsorgan „Glos Pracy" aus Allenstein berichtet wird, bisher den sowjetisch verwalteten Bezirk Königsberg besucht. Im Jahre 1960 soll, wie das polnische Blatt schreibt, die „nachbarliche Zusammenarbeit" zwischen der „Wojewodschaft" Allenstein und dem Bezirk „Kaliningrad" fortgesetzt werden, wobei neben dem bereits „traditionellen" Austausch von Sportlern und Künstler-Ensembles auch ein „engeres Zusammenwirken" auf dem Gebiet der Architektur, der bildenden Kunst usw. geplant sei.

Kurzmeldungen aus der Heimat

Grenzstreifen verbreitert

Die Demarkationslinie zwischen dem sowjetisch und polnisch verwalteten Teil Ostpreußens ist in einer Tiefe von 10 km verbreitert worden. Damit wurde der Grenzgürtel zwischen beiden Ländern von 5 auf 15 km ausgedehnt. Alle zivilen Bewohner dieser Grenzzone — es dürfte sich um etwa 1000 polnische Neusiedler handeln — wurden nach dem Westen umgesiedelt.

Hasen aus Ostpreußen

Im Jahre 1958 wurden im polnisch verwalteten Teil Ostpreußens etwa 10 000 Hasen erlegt. Im Jahre darauf waren es 20 000. Ein sehr großer Teil der Strecke wurde in die Bundesrepublik ausgeführt. — Ein Luchs von 31 kg wurde kürzlich bei Rastenburg im polnisch verwalteten Ostpreußen erlegt.

Urlaubersorgen

Zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Bevölkerung der ostpreußischen Ortschaft Liebemühl im Kreise Osterode und den durchreisenden Touristen kam es vor kurzem, als Urlauber die knappen Lebensmittel in den örtlichen Geschäften kauften. Die Bevölkerung protestierte, und die staatlichen Läden gaben an die Urlauber keine Waren mehr ab.

Schulschließung in Allenstein

Geschlossen wird demnächst das Pädagogische Lyzeum in Allenstein im polnisch verwalteten Teil Ostpreußens. Die Gründe für die Schließung der Lehranstalt wurden nicht bekannt gegeben.

Ukrainisch in Ostpreußen

Seit nunmehr einem Jahr strahlt der polnische Rundfunk in Allenstein Programme in ukrainischer Sprache aus, um damit den Wünschen der zahlreichen Neubürger ukrainischer Volkszugehörigkeit entgegenzukommen. Die kürzlich durchgeführte Hörermeinungsforschung ergab im allgemeinen Zufriedenheit der Befragten hinsichtlich der Programmgestaltung.

Propaganda für Geburtenregelung

Schwangerschaftsverhütung wird nunmehr auch im polnisch besetzten Ostpreußen von Staats wegen in großen Zeitungsanzeigen propagiert. Besondere Dienststellen sollen zur Aufklärung und Unterstützung der Aktion beitragen.

Keiner will baden

Der polnische Stadtrat der ostpreußischen Stadt Rastenburg lehnte ein Darlehen zur Errichtung einer öffentlichen Badeanstalt mit der Begründung ab, es würde ja doch keiner baden wollen. „Glos Olsztynski" kommentierte diesen Beschluß mit den Worten „Selten so gelacht!"

Interessante Zahlen zu einem brennenden Problem

Wohnraumvergabe 1959

Rund eine Million neue Wohnräme bezogen — Vertriebenenanteil sinkt jährlich

Im Jahre 1959 haben im Bundesgebiet — ohne Saarland und West-Berlin — 276 196 Wohnparteien Wohnraum erhalten. Dabei handelte es sich in 95,7 Prozent aller Fälle um Familienhaushalte und in 4,3 Prozent der Fälle um Einpersonenhaushalte. In diese neugeschaffenen Wohnungen zogen insgesamt 932 923 Personen ein. Die Zahl der zugewiesenen Räume — einschließlich Küchen — belief sich auf 991 910, so daß auf eine Wohnpartei 3,59 Räume entfielen. Die Belegungsdichte der zugeteilten Wohnungen betrug im Durchschnitt des Bundesgebietes 0,94 Personen je Raum gegenüber 0,96 bei den im Jahre 1958 vergebenen Wohnungen.

An den im Jahre 1959 zugeteilten Räumen waren die Vertriebenen zu einem knappen Drittel beteiligt, nämlich mit 309 764 Räumen zu 31,2 Prozent. Mit 292 724 Personen stellten sie in der Schar der Menschen, die eine Wohnung erhalten haben, ein Kontingent von 31,4 Prozent. An der Zahl der Familienhaushalte, die mit Wohnraum versorgt worden sind, haben sie mit 81 087 zu 30,7 Prozent teilgehabt und an der Zahl der Einpersonenhaushalte mit 3460 zu 29,4 Prozent. Die Wohnraumdichte betrug bei ihnen 0,94 Prozent. Gegenüber dem Jahre 1958 ist ihr Anteil bei der Wohnraumvergabe zurückgegangen. Damals nämlich waren sie an der Zahl der vergebenen Räume zu 32,7 Prozent, an der Personenzahl zu 33,1 Prozent und an der Zahl der Familienhaushalte zu 32,3 Prozent beteiligt gewesen. Lediglich bei den untergebrachten Einpersonenhaushalten war ihr Anteil geringer als 1959; er lag damals bei 27,7 Prozent. In absoluten Zahlen hatten die Vertriebenen 1958 insgesamt 287 281 Wohnräume für 278 465 Personen erhalten, die sich auf 77 675 Familienhaushalte und 2851 Einpersonenhaushalte aufteilten. Die Wohnraumdichte in diesen Wohnungen betrug damals 0,97 Personen je Raum bei einem Bundesdurchschnitt von 0,96.

Am stärksten waren die Vertriebenen bei der Wohnraumvergabe des Jahres 1959 in Schleswig-Holstein beteiligt, nämlich mit 21 203 Räumen zu 57,9 Prozent. 17 515 Vertriebene — aufgeteilt in 5160 Familien- und 624 Einpersonenhaushalte — erhielten hier eine endgültige Unterkunft. Mit 0,83 Personen je Raum entsprach die Belegungsdichte genau dem Durchschnitt des Landes. In Niedersachsen machte das Kontingent der Vertriebenen an den zugeteilten Wohnungen mit 68 680 Räumen 54,7 Prozent aus. Die Personenzahl der hier untergebrachten 16 726 Familien- und 615 Einpersonenhaushalte belief sich auf 59 725, woraus sich eine Belegungsdichte von 0,87 Personen je Raum ergibt gegenüber 0,86 im Gesamtdurchschnitt des Landes. An dritter Stelle rangiert das Land Bayern, das mit 43 210 rund 42,7 Prozent aller Räume an 41 740 Vertriebene — und zwar 11 399 Familienhaushalte und 397 Einpersonenhaushalte — vergeben hat. Die Belegung je Raum machte hier 0,97 Personen gegenüber 0,96 im Gesamtdurchschnitt des Landes. Die Hauptflüchtlingsländer liegen somit wiederum an der Spitze.

In der Gesamtbilanz der acht Jahre von 1952 bis 1959 sind in 2 250 175 Fällen 7 495 377 Räume an 7 516 909 Millionen Personen vergeben worden. Die Vertriebenen waren in 840 902 Fällen mit 2 917 827 Millionen Personen und 2,794 Millinen Räumen, also 37,3 Prozent, beteiligt. Ihre Beteiligung an der Zahl der Wohnraumvergaben ist von 47,2 Prozent im Jahre 1952 auf 30,6 Prozent im Jahre 1959 abgesunken, während ihr Anteil an den vergebenen Räumen von 46,4 Prozent auf 31,2 Prozent abnahm. Im Durchschnitt aller Wohnraumvergaben der genannten acht Jahre ergibt sich eine Belegugnsdichte von einer Person je Raum. Bei den Vertriebenen macht die Beeine Belegungsdichte von einer Person je Zimmer aus.

Zollerhöhungen für Geschenkpackungen

Seit Anfang März gelten in Pole und den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten wieder verschärfte Zollbestimmungen für Geschenkpakete. Insbesondere sind die bisherigen ermäßigten Zolltarife gestrichen, wenn bestimmte Warenmengen überschritten werden. Neuerdings werden auch für getragene Kleidung, Wäsche, deren Einfuhr bisher zollfrei war, Zollgebühren in Höhe von fünf Zloty für je 10 Kilogramm erhoben. Für jedes weitere Kilogramm über 10 Kilogramm hinaus erheben die polnischen Zollbehörden ab 1. März 30 Zloty Zollgebühren. Bei einer Wiederholung ähnlicher Sendungen werden Zollgebühren auch für Warenmengen unterhalb der zugelassenen Höchstgrenze erhoben.

Pakete und Päckchen nach drüben

1. Geschenkpakete und -Päckchen dürfen nur von einem privaten Absender an einen privaten Empfänger gerichtet sein. Organisationen und Firmen dürfen keine Geschenksendungen schicken.
2. Ein Paket darf 7 kg, ein Päckchen 2 kg wiegen.
3. Der Inhalt darf den Bedarf des Empfängers und seiner Familie nicht übersteigen.
4. Höchstmengen für Genußmittel:
   Kaffee und Kakao je 250 g
   Schokolade 300 g
   Tabakerzeugnisse 50 g
5. Verboten: Konserven und andere Behälter, die bei der Kontrolle nicht leicht geöffnet werden können. (Bei Pulverkaffee in Dosen Schutzfolie entfernen!)
6. Keine schriftlichen Nachrichten, keine Zeitungen oder anderes bedrucktes Papier beilegen, aber: Inhaltsverzeichnis erwünscht.
7. Auf jede Sendung schreiben: „Geschenksendung! Keine Handelsware!"
8. Bücher sind erlaubt! Schöne Literatur, Unterhaltungsromane, Märchen- und Jugendbücher, Kunst, Wissenschaft, Technik, religiöses Schrifttum, Fachliteratur.
9. Verboten: Bücher politischen, historischen oder militärischen Inhalts, Zeitungen und Zeitschriften, Comics und Groschenhefte.
10. Bücher nicht in Geschenkpakete einlegen, sondern gesondert als Drucksache oder besser als Päckchen schicken. Auch hier: keine schriftliche Mitteilung einlegen!

Ausführliche Merkblätter auf allen Postämtern. — Die wichtigsten Bestimmungen für den Paketversand nach Mitteldeutschland

Das interessiert uns

Trakehner Pferde aus Hannover

Mit rund 700 Stuten wird im Bundesgebiet die Trakehner Pferdezucht weiter fortgeführt. Dabei treten vorwiegend die Länder Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Bremen, Nordrhein-Westfalen und Hessen sowie neuerdings auch Rheinland-Pfalz als Zuchtgebiete in Erscheinung. Die diesjährige Frühjahrs-Auktion der Trakehner Züchter in Dortmund brachte einen Spitzenpreis von 10 000 DM und einen Durchschnittspreis von 4137 DM. Auch Hannover trat als Verkäufer in Erscheinung. So erzielte Eugen Wahler aus Bevensen für den vierjährigen Tropenwald-Sohn Paris 4400 DM. Das Pferd ging nach Baden. Je ein Pferd wurde nach der Schweiz (Spitzenpreis), nach Dänemark und nach Kanada veräußert.

Schrifttum aus der alten Heimat

Das Ostkircheninstitut an der Ev.-Theol. Fakultät der westfälischen Landesuniversität Münster wendet sich an alle emeritierten Pfarrer und Pfarrwitwen mit der Bitte, wichtiges Schrifttum

aus der alten Heimat der Bibliothek des Ostkircheninstituts zur Verfügung zu stellen. Es sei möglich, durch besondere Abkommen die Eigentumsrechte der Leihgeber völlig zu wahren.

Ein intimes Museum

Die Heimatstube unseres Patenkreises Heiligenbeil im Kreishause Burgdorf, die ja den Charakter eines intimen Museums hat, wird künftig am ersten Sonntag jeden Monats von 15.00 bis 18.00 Uhr, beginnend am 3. April, geöffnet sein. Frau M. Storsberg, die ehrenamtliche Betreuerin der Heimatstube, wird an den genannten Zeiten zugegen sein und bereitwillig zur Verfügung stehen. Der Eintritt ist frei.

Romintener Rotwild in Niedersachsen

Im Springer Saupark wurde jetzt mit der Züchtung des Romintener Rotwildes begonnen, von dem es nur noch wenige Exemplare gibt. Forstmeister Dr. Türcke hofft, damit die gleichen Erfolge zu erzielen, wie sie das Forstamt Saupark seit 1928 bei der Erhaltung und Fortpflanzung der Wisente erreicht hat.

Elchstandbild in Bielefeld

Die ostwestfälische Großstadt Bielefeld wird in absehbarer Zeit ein Elchstandbild aus Bronze haben. Der Rat der Stadt beschloß, für die Vorarbeiten 15 000 DM bereitzustellen. Das Denkmal, ein Abbild des Elchstandbildes, das in Gumbinnen vor dem dortigen Regierungsgebäude stand, soll die enge Verbundenheit Bielefelds mit der ostpreußischen Patenstadt Gumbinnen dokumentieren.

Ännchen im Wolfsburger Glockenspiel

Seit Mitte April erklingt jetzt regelmäßig das ostpreußische Volkslied „Ännchen von Tharau" vom Glockenspiel des Wolfsburger Rathauses. Der Verwaltungsausschuß beschloß diese Maßnahme, um die Verbundenheit der Stadt mit ihren Landsmannschaften zu bezeugen. Von 7 bis 10 Uhr ist, wie bisher, der Choral „Lobe den Herrn" zu hören. Es folgt von 11 bis 16 Uhr „Ännchen von Tharau" und bis 20 Uhr „Kein schöner Land".

Stutbücher für das Jagdmuseum

Der Ostpreuße Dr. Wallat hat einige zum Verkauf gestellte Bände des Ostpreußischen Stutbuches erworben. Er will sie dem Ostpreußischen Jagdmuseum in Lüneburg zur Verfügung stellen, das Anfang des Jahres einer Brandstiftung zum Opfer gefallen war. Bei dem Brand wurde der größte Teil der Ausstellungsstücke vernichtet.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Bevor ich Euch heute auf drei neue, diesmal ausgesprochene Mädchenbücher aufmerksam machen möchte, ein anderes zuvor, das mir dieser Tage gerade wieder in die Hände fiel. Wohl ist es schon einmal ausführlich in der „Ostpreußen-Warte" besprochen worden (Nr. 11/1959), jedoch nicht auf den Seiten der „Kogge", und so ist es möglich, daß es Euch da nicht besonders aufgefallen ist. Es handelt sich um das Werk

GROSSE OST- UND WESTPREUSSEN. Hrgg. von Walter Schlusnus. In der Reihe „Heimat und weite Welt" des Aufstieg-Verlages, München. 240 Seiten, Ganzln. DM 12,80.

Es ist ein Buch, das — ich möchte sagen — vornehmlich für die reifere Jugend geschrieben ist, also sich besonders an Euch wendet. In etwa 50 Kurzgeschichten, von verschiedenen Autoren erzählt, werden charakteristische Begebenheiten aus dem Leben von 60 bedeutenden ost- und westpreußischen Gestalten aus Geschichte, Kunst und Wissenschaft lebendig und geben uns so einen Schlüssel zu den Großen unserer Heimat in die Hand. Die Beiträge sind chronologisch geordnet, und so ergibt sich zwangsläufig im Hintergrund dieser Einzelgeschichten fast ein lückenloses Bild der 700jährigen Geschichte des Ordenslandes, aus der die behandelten Gestalten jeweils zu ihrer Zeit als die vornehmsten Vertreter dieses Landes herausragen und mit ihrem Werk weit über dessen Grenzen hinauswirken. Wir finden unter ihnen neben den Ordenshochmeistern Winrich von Kniprode und Heinrich von Plauen den ein Weltbild verändernden Nikolaus Kopernikus, den Gründer der ersten deutschen Kolonie in Afrika Otto Friedrich v. d. Groeben, den Südpolforscher Drygalski, den Pionier der Segelfliegerei Johann Nehring, die hervorragenden Geistesfürsten Kant, Herder, Hamann und Schopenhauer, die Dichter E. T. A. Hoffmann, Simon Dach, Schenkendorff, Halbe, Sudermann und Ernst Wiechert, die Maler Chodowiecki, Corinth und Käthe Kollwitz, die Männer der Wissenschaft Behring, Dieffenbach, den Erfinder des Quecksilberthermometers, Fahrenheit, daneben Fürsten, Könige und Staatsmänner, unter ihnen den großen Feldherrn des ersten Weltkrieges und Befreier Ostpreußens, den späteren Staatspräsidenten der Weimarer Republik Hindenburg. Sicherlich habe ich Namen vergessen, denn alle können hier einfach nicht genannt werden; es soll nur die ganze Spannweite dieses Buches angedeutet werden.

Jeder dieser Kurzgeschichten, flott und spannend geschrieben (keine reine Belehrung, das muß besonders hervorgehoben werden), ist eine Kurzbiographie beigegeben, aus denen wir Aufschluß über Lebensdaten, Entwicklungsgang, Werk und Wirken der betreffenden Persönlichkeit erhalten. Eine Probe aus diesem Buch findet Ihr in der heutigen Kogge. Ich möchte hoffen und wünschen, daß ich den richtigen Abschnitt gewählt habe, um Euch gespannt und neugierig auf das halbe Hundert dieser Erzählungen um die „Großen Ost- und Westpreußen" zu machen. Ihr werdet nicht enttäuscht sein.

Und nun die zu Beginn schon angekündigten Mädchenbücher. Sie stammen sämtlich aus der Reihe der spannenden, von Jungen wie Mädchen gleicherweise geschätzten Schneider-Bücher. Da haben wir zunächst das Buch von der tapferen kleinen Dotty (Lesealter ab 8 Jahre):

Frieda Friedman: AUF DOTTY IST VERLASS. Franz Schneider Verlag, München. 120 Seiten, farbiger abwaschbarer Glanzeinband, reich illustriert, DM 3,50.

Die elfjährige Dotty ist der Held dieser Erzählung, und das Häusermeer von New York, in dem Dotty mit ihren Eltern, ihrer Großmutter, den Schwestern und dem Bruder Michel zu Hause ist, ist der Ort der Handlung. Im Vergleich zu ihren viel nüchterner denkenden Geschwistern ist Dotty eine kleine Träumerin, ein kleiner Traumichnicht, aber in ihren Gedanken — ha, da ist sie das genaue Gegenteil, so groß und so selbstsicher wie ihre beiden Schwestern. Und eines Tages, da kommt auch ihre Stunde, da gelingt es gerade ihr, der kleinen schüchternen Dotty, den Eltern in einer ernsten Sorge zu helfen. Wie, das wird Euch interessieren, aber das müßt Ihr schon selbst herausfinden. Soviel nur noch: es ist ein spannendes und ebenso fröhliches Buch aus dem Alltagsleben einer liebenswerten Familie.

Maja, die man kaum aus ihrer Brüderschar herauskennen kann, ist die stets zupackende und zu jedem Schabernack aufgelegte Heldin des nächsten Buches (Lesealter ab 9 Jahre):

Marianne Hassebrauk: SONNTAGSKIND MAJA. Franz Schneider Verlag, München. 96 Seiten, farbiger abwaschbarer Glanzeinband, reich illustriert, DM 3,—.

Sie, die übermütige Maja, und die sanfte Karin sind zusammen als Feriengäste im Schwarzwald: Maja immer voll Unternehmungslust und Tatendrang, Karin still und häuslich. Erst als bei einer Bergwanderung Majas sprichwörtliches Sonntagsglück plötzlich versagt, lernen die Mädchen sich richtig kennen und siehe da: die gemeinsam ausgestandene Angst führt sie zu einer echten Freundschaft. Jede kann der anderen etwas abgucken, und zusammen ergeben sie ein gutes Gespann. Ein spannungsgeladenes Mädchenbuch!

Das kann man uneingeschränkt auch von diesem dritten Buch sagen:

Lydia Knop-Kath: MEISIE IN SÜDAFRIKA. Franz Schneider Verlag, München. 96 Seiten, farb. abwaschbarer Glanzeinband, reich illustriert, DM 3,—.

Jutta — von ihren südafrikanischen Freunden und Freundinnen Meisie genannt — hat das Glück, diese auf ihrer Rückfahrt nach Kapstadt begleiten zu können. Es ist Septembe,r und sie kommen daher mitten hinein in den südafrikanischen Frühling. Jutta erlebt das weite, schöne Land, macht Ausflüge mit fröhlichen Menschen, lernt Johannesburg kennen und den Krüger-Park, in dem Elefanten, Giraffen und Löwen frei herumlaufen, während die Besucher in Autos „eingesperrt" sind. Weihnachten feiert sie im heißen Sommer, bei glühender Hitze. Als sie die Heimfahrt wieder antreten muß, weiß sie, daß ihre Liebe immer diesem fremden Land gehören wird. Wer Südafrika kennen und lieben lernen will, der begleite Jutta auf ihre Reise. Es lohnt sich. (Lesealter ab 12 Jahre.)

Dies also für heute. Nächstens mehr.

Euer Gert

Niemals fühlt man sich einsamer als in großer Gesellschaft.

HERBERT EULENBERG

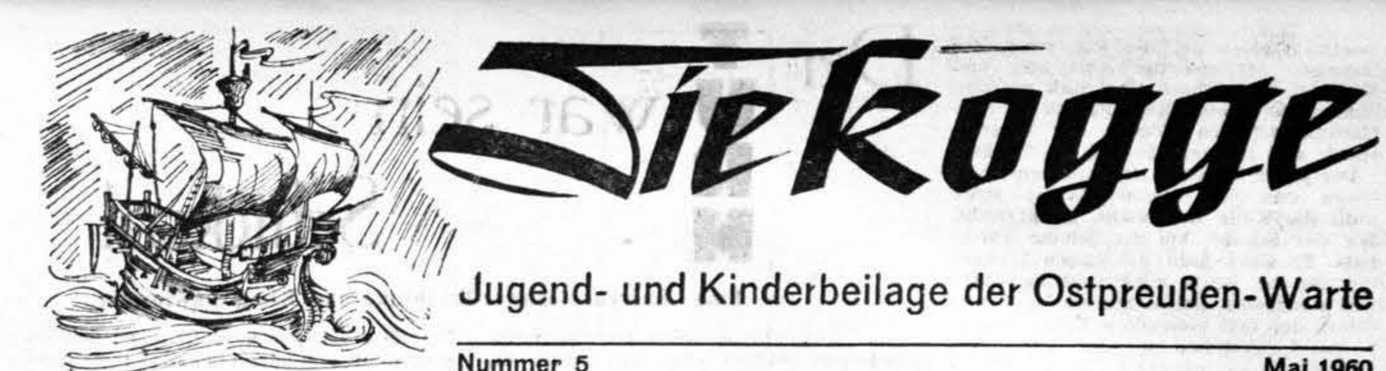
Deutschland-Zeichenwettbewerb der DJO

Die Bundesleitung der Deutschen Jugend des Ostens hat alle Jugendlichen bis zu 25 Jahren — ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu einem Jugendverband — unter dem Motto „Fahrtenbücher erzählen von Deutschland" zu einem großen Mal- und Zeichenwettbewerb aufgerufen. Das Erlebnis deutscher Landschaften diesseits und jenseits der Zonengrenzen steht im Mittelpunkt dieses Wettbewerbs; und zwar geht es um Arbeiten, die möglichst auf Fahrt oder in Lagern entstanden sein sollen.

Da jedoch geschlossenen Gruppen der Besuch Mittel- und Ostdeutschlands vorerst noch immer verwehrt ist, werden auch Kohle- und Kreide-Zeichnungen sowie Aquarelle gewertet, die während des Besuches von jugendlichen Einzelreisenden in Mittel- oder Ostdeutschland sowie aus der Erinnerung an diese Gebiete entstehen.

Zur Teilnahme wurden seitens der DJO-Bundesleitung insbesondere jugendliche Flüchtlinge und Spätaussiedler aufgerufen. Einsendeschluß ist der 30. Oktober 1960. Es kommen mehrere höhere Geldpreise sowie zahlreiche Sachpreise zur Verteilung. Alle Einsendungen und Anfragen bezüglich der genauen Wettbewerbsbedingungen sind an die DJO-Geschäftsstelle Bonn, Kölnstraße 3, zu richten.





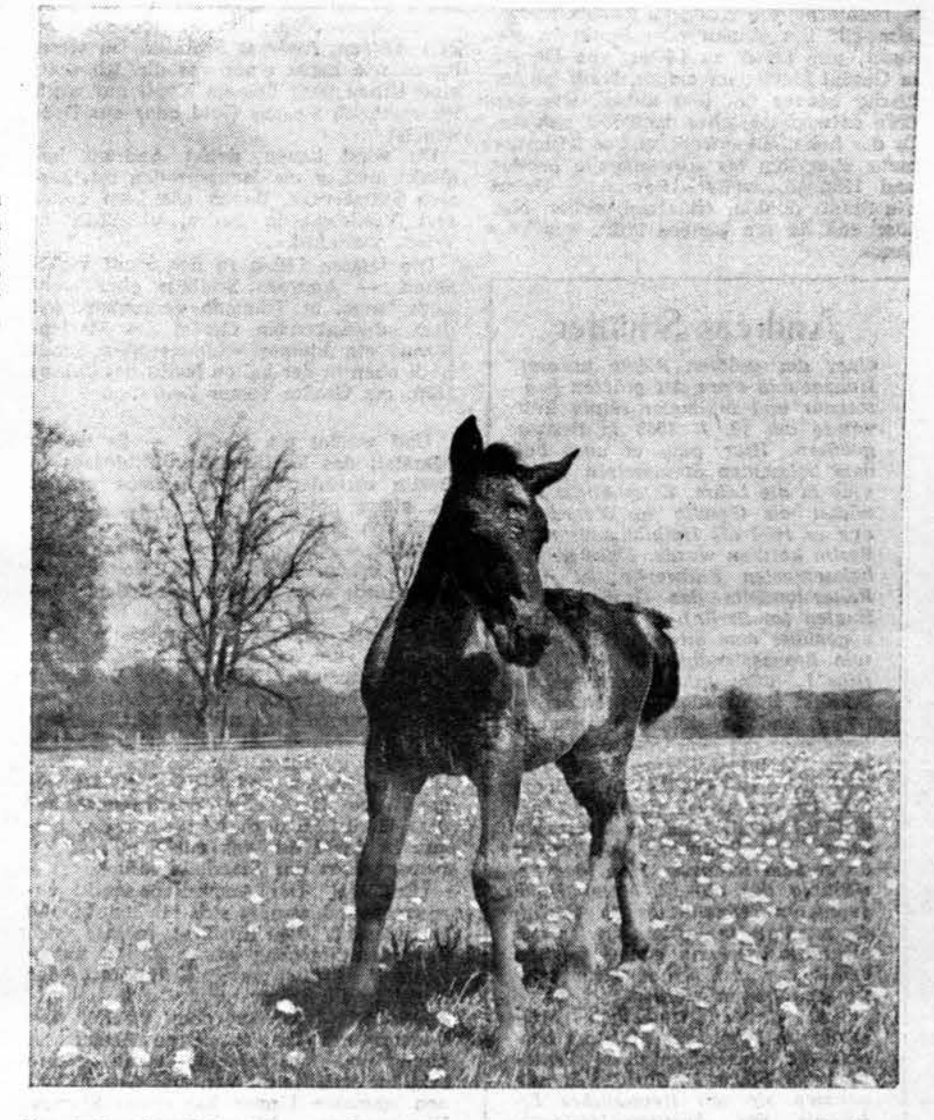
Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 5 Mai 1960

Bruno Brehm

Jugend

Jugend, ein Stoff, der nicht von Dauer ist, sagt Shakespeare, und doch ein Stoff, der dich berauscht und selig macht, wenn ihre Tage, die so gar nicht glücklichen, weit hinter dir liegen. **Es ist gut und richtig, daß Jugend nicht ahnt, was Jugend ist, sie würde sonst sich selbst verbrennen. Dich aber, den Alten, rührt ihr Anblick, beglückt ihre Ahnungslosigkeit, du liebst dieses Zuviel an Bewegungen, dieses Verschwenden von Schritten, dieses Hüpfen, Schlendern und Umwegemachen, dies nicht Haushaltenwollen, dieses Tänzeln nicht nur bei den Kindern der Menschen, auch bei den lieben, spielenden, tollenden Tierkindern.**



Komm ich an einer Mutterstute mit ihrem Fohlen vorbei, so kam ich nicht weiter. Wie dies Fohlen nach dem Enter stößt, wie ungebärdig es ist und wie gütig das Auge der Mutter bleibt, wie sich die Stute stoßen läßt und ruhig weitergrast, wie das Fohlen rücksichtslos ist und der Mutter keine Ruhe läßt. So, nun aber ist's genug. Die Mutter gibt dem Fohlen einen Stoß mit dem schweren Kopf, und das hochbeinige Tier springt erschrocken zur Seite. Jetzt kehrt es der Mutter den Rücken und spielt das beliebteste Spiel der Liebe: es ist gekränkt, es schaut die Mutter nicht an, es äugt mit seinen großen Augen in eine andere Richtung, es zeigt, daß es ein armes, zu Unrecht gezüchtigtes Kind ist, daß es ein Recht hat, der Mutter zu grollen.

Die Mutter grast weiter, aber sie blickt hin und wieder sich nach dem Fohlen um, das noch immer schmollt. Welche Mutter, welche Liebende hielte das lange aus? Sie muß das Kindlein versöhnen. Sie grast ihm ganz unabsichtlich näher, und das Fohlen hat nicht das Herz, jetzt langbeinig davonzuspringen. Es läßt die Mutter dicht herankommen, es läßt den Kopf der Mutter auf seinem Rücken ruhn, und es mag nun von jenem herrlichsten Gefühl durchschauert werden, das so wohl und so weh tut und das uns Menschen die Tränen in die Augen treibt, von der wahren Wollust der Versöhnung. Ich bin ein liebes, braves Fohlen, mag es durch den Kopf des Tieres gehen, und durch das Herz der Mutter mag es fluten: Und dies ist mein gutes, dummes Kind, das nicht weiß, was es tut.

Nun, das mag vermenschlicht sein im Ausdruck, aber anders empfinden es die Mütter aller zürnenden und versöhnten Kinder auf der ganzen Erde in all ihren Formen nicht, denn alle spielen dieses Spiel der Spiele mit den Kindern, und alle spielen es mit den Müttern: voll Anmut die jungen Kätzchen und voll sanfter Weisheit die kralleneinziehende Mutter, voll Tollpatschigkeit die jungen Hunde, die Lämmer, die Zicklein, die Kälber und die lieblichsten Jungtiere, die jungen Eselchen. Und alle Mütter haben den Ausdruck der Weisheit in den Augen, der einzigen wirklichen Weisheit, die die Welt zusammenhält, die gütig ist, die verzeiht, die geduldig ist und die immer wieder kommt und bittet, sei gut, sei lieb, sei nicht dumm, es geschieht doch alles nur zu deinem Besten. Denn alle Mütter wissen es und üben es immer aus, was die Religionen der Männer lehren, auch einmal so zu sein wie die Mütter es sein müssen: gütig und verstehend, ein Anblick, der fromm macht und das Herz mit einem unendlichen Glück erfüllt. Denn die Lieblichkeit der Kinder ist nur die eine Seite, die schöne Seite, die fromme Seite aber ist die Geduld und die Weisheit der Mütter. (Fortsetzung Seite 3)

Der TURM war sein Schicksal

Eine Andreas-Schlüter-Erzählung von Klaus Pawlowski

Eine Winternacht des Jahres 1678. — Die Gassen um die fast vollendete Danziger Marienkirche sind eng und winkelig. Der Schnee liegt dick auf den Simsen der Beschläge, sitzt in kleinen Hauben auf den Köpfen der Wasserspeier und füllt knöcheltief die Straßen.

Der junge Mann in den braunen Kniehosen und dem warmen Wams spürt nicht die Kälte der Nacht, merkt nicht, wie der Schnee ihm die Schuhe durchnäßt. Er sieht nicht die engen Gassen. Für ihn ist heute alles weit und licht und grenzenlos. Da! St. Marien: das breite Schiff, der fast vollendete Turm, emporstrebend, irgendwo mit der Nacht verschmelzend — irgendwo ...

„Hinauf" denkt der junge Mann, „da hinauf!" Er nimmt die schimmernde Sturmlaterne, die unten im Gebälk hängt. „Hinauf!" Ein glimmernder Punkt in der Nacht; von Leiter zu Leiter, von Gerüst zu Gerüst klettert er empor. Noch ist die frische Mauer da, fest sicher, wie der Erde entwachsen; aber dann löst sich aus ihr das hohe Balkenwerk, und es ist nichts mehr über ihm als schwankende Bretter und Himmel, weiter Himmel ... Unten die Stadt: dunkel, schlafend, sicher. Nur hier und da ein kleines Licht, wie verloren.

Der junge Mann lehnt an einem der mächtigen Balken. Hier, das spürt er, hier ganz oben ist Raum für sein Glück. Wie hatte der greise Astronom Hevelius heute gesagt? Es klingt noch immer in seinen Ohren: „Du wirst ein großer deiner Zeit werden, Andreas Schlüter. Du wirst bauen wie kaum einer vor dir. Ich sehe eine Krone über deinem Kopf; nur weiß ich nicht, ob sie aus Gold oder aus Dornen ist."

Du wirst bauen, denkt Andreas beglückt, und er umklammert den mächtigsten Stützbalken. Bauen wie kein anderer! Vielleicht in Berlin, vielleicht in Wien, vielleicht...

Die letzten Lichte in der Stadt verlöschen. — Andreas Schlüter aber steht noch lange, in Träumen versunken, auf dem schwankenden Gerüst des Marienturms, ein kleiner schimmernder Punkt hoch oben in der kalten Nacht des Jahres 1678: ein Großer seiner Zeit...

*

Und wieder ein Gerüst. — Es ist im Marstall des Kurfürstlichen Schlosses in Berlin errichtet. Wirr verstrebt umgibt es einen gewaltigen Tonblock, der — noch roh geformt und nur teilweise bearbeitet — doch schon die spätere Gestallt erkennen läßt: ein Reiterstandbild. Hoch oben ist ein Mann damit beschäftigt, eine große, kräftige Hand aus der Masse herauszuarbeiten. Sein blonder Bart umgibt ein entschlossenes, in sich gesammeltes Gesicht. Der Bildhauer ist ganz hingegeben an seine Arbeit, so hingegeben, daß er nicht merkt, wie die Tür des Marstalles aufgeht und zwei Besucher eintreten. Sie bleiben im Hintergrund stehen und beobachten schweigend die Handgriffe des Mannes auf dem Gerüst. Endlich tritt einer der beiden in das Licht, das aus dem riesigen Fenster über das Standbild fällt.

„Schlüter!" Der Angerufene zuckt zusammen und wendet sich jäh um. „Seine Durchlaucht, der Kurfürst, möchte sich über den Fortgang seiner Arbeit unterrichten." Etwas verwirrt klettert der Künstler die Leiter hinab.

Friedrich tritt aus dem Dunkel des Raumes auf ihn zu. Seine Gestalt ist klein und unscheinbar, seine rechte Schulter steht leicht vor. Das Gesicht mit den schmalen Lippen hat etwas Starres, Unzufriedenes. „Ich will mir einmal ansehen, was Er aus meinem Vater gemacht hat", sagt er und versucht ein ärmliches Lächeln. Dann geht er um das Gerüst herum, steigt zwei, drei Leitern empor, besieht sich von hier aus das fast fertige Gesicht des Reiters, streicht leicht über die gerade modellierte Hand. „Exellent, wirklich exellent! Hat Er eigentlich meinen Vater gekannt?" Es scheint, als löste sich bei diesen Worten ein wenig das Starre im Gesicht des Kurfürsten.

Als er wieder unten im Raum steht, fragt er unvermittelt: „Ich habe Seine Pläne für das Schloß geprüft, Soweit ich das als Nichtfachmann vermag. Ich bin ehrlich begeistert von Seinen Ideen. Er kann etwas, das muß ich sagen." Und als Schlüter sich tief beglückt vor ihm verneigt, setzt der Kurfürst lächelnd hinzu: „Neige er sich nicht so tief. Als Schloßbaudirektor wird Er einen der begehrtesten und höchsten Plätze an meinem Hof einnehmen. Da geziemt es sich nicht, sich so tief zu neigen. Oder — hat Er etwas dagegen, wenn ich Ihn zum Schloßbaudirektor ernenne?"

Schlüter geht wie im Traum zurück an seine Arbeit. Endlich darf er bauen — endlich bauen! Endlich — die Krone aus Gold.

Und Schlüter baut das neue Schloß. Er plant Nächte hindurch, modelliert, rechnet; gestaltet die Innenräume und die Fassaden zu einer wahren architektonischen und bildhauerlichen Symphonie. Er erkennt selbst die Einmaligkeit seiner Schöpfung, berauscht sich an ihr, wagt immer kühnere Pläne und Entwürfe, ist Tag und Nacht bei den Arbeiten auf der Baustelle, verbessert, reißt Fertiggestelltes ein, baut es von neuem wieder auf, nach Plänen, die er aus dem Augenblick heraus entwickelt Wie ein Besessener treibt er die Arbeit voran, seine genialen Ideen drohen ihn zu erdrücken.

Berlin ist begeistert, und Schlüter steigert sich von einer Arbeit zur anderen: die Prunksäle, der Rittersaal, das wunderbare Treppenhaus, der Innenhof, die Lustgartenfront und endlich die Fassade, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt. Aber er gibt sich nicht zufrieden. Berlin braucht einen Turm! Ja, er wird einen Turm bauen, der einmalig sein soll. Die Krönung seines Schaffens. „Eine Goldkrone", hatte Hevelius gesagt...

*

Ein Junitag des Jahres 1706. — Unerträgliche Hitze liegt über Berlin. Bleierne Stunden ohne erlösenden Regen.

Zum dritten Male ein Gerüst! Dort, wo vor ein paar Jahren der morsche Turm der Alten Münze stand, ragt es in den gleißenden Mittagshimmel. Andreas Schlüter baut den neuen Münzturm. Es ist wirklich ein einmaliges Wunderwerk der Architektur mit den vier übereinander gefügten Stockwerken. Schon jetzt, bevor die Stuckarbeiten begonnen sind, ist der Turm von einer Schönheit, von einer mühelosen Leichtigkeit, die ihresgleichen sucht.

Es geht auf Mittag zu. Andreas Schlüter steht hoch oben auf dem Gerüst, direkt unter dem letzten Stockwerk und treibt die Arbeiter zu schnellerer Arbeit an. Er unterscheidet sich kaum von ihnen. Auch er hat das Hemd weit geöffnet, die Ärmel emporgerollt. Auch er gießt sich hin und wieder einen Krug Wasser über den Nacken. Auch er greift nach den Ziegeln, nimmt die Maurerkelle zur Hand.

Die drückende Hitze macht ihn unruhig. Haben ihn die Freunde nicht gewarnt, der Baugrund sei hier nicht fest genug? Aber er hat sich von seinem Plan nicht abbringen lassen, zumal der Graf Eosander, sein bautechnischer Berater, die leise aufkommenden Zweifel rasch zerstreute. — Diese unbewegliche Gluthitze nimmt einem die Luft, verwirrt die Sinne! Sechzig Meter Höhe sind jetzt geschafft, auf sechsundsechzig Meter ist der Turm berechnet. Aber der feine Riß an der Westseite des Turmes! Hauchdünne zog er sich schon gestern über einen Meter an der Wand empor. Willst du ihn nicht gesehen haben, Schlüter?

Ach was! Eine fadendünne Ritze. Es darf keinen Riß an der Westseite des Turmes geben! Der Bau ist einmalig. Er soll die Krönung werden... Die Arbeiter auf dem Gerüst sind schweißüberströmt. Immer häufiger müssen die Lehrjungen die Wasserkrüge nachfüllen. Eben stemmten drei Männer ächzend einen schweren Steinsockel empor. Andreas Schlüter will ihnen etwas zurufen..., da geht ein Zittern durch die Mauern des Turms, Kalk pulvert auf, das gefügte Gestein ächzt. Schlüter hastet die Leiter hinab. Seine Augen sind schrecklich geweitet. Die Arbeiter lassen alles liegen und stürzen hinter ihm her. Dann sehen sie es alle; es trifft sie wie ein Schlag: ein handbreiter Riß zuckt hoch an der Westwand empor. Eine einzige Frage wie die Mauerlast des Riesenturms preßt den Männern den Atem ab, schnürt ihnen die Kehle zu...

Aber dann sehen sie, wie Schlüter dem Bauwerk den Rücken kehrt und wortlos davongeht, ein anderer Schlüter, als sie ihn kennen. Nicht mehr der stolze, unbeugsame Mann, der unerschütterlich Nacht für Nacht neben ihnen auf dem Gerüst stand, der große Schloßbaumeister, dessen Genialität ganz Preußen begeisterte. Ein ganz anderer er hält den Kopf gesenkt, seine Schultern sind müde herabgesunken, seine Augen suchen ins Leere. Vorbei...

Das Licht deiner Laterne flackert, Andreas Schlüter. — Und die Krone? War es am Ende doch eine Dornenkrone?

Am 25. Juni des Jahres 1706, nachts um 1 Uhr, befiehlt Schlüter den Abbruch des Münzturmes. --- Er muß die Treppen des Gerüstes mit seiner Laterne herabsteigen, wie er sie einst erklommen hatte, damals in der Nacht des Jahres 1678.

Andreas Schlüter

einer der größten Söhne unserer Heimat und einer der größten Baumeister und Bildhauer seiner Zeit wurde am 13. 7. 1659 in Danzig geboren. Hier ging er auch bei dem bekannten Steinmetzen Saporius in die Lehre. Er arbeitete zunächst als Geselle in Warschau, ehe er 1694 als Hofbildhauer nach Berlin berufen wurde. Eines seiner bekanntesten Bildwerke ist das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten (in Berlin); in Königsberg, gegenüber dem Schloßportal, stand sein Bronzestandbild König Friedrichs I. Fünf Jahre später wurde Schlüter zum Schloßbaudirektor ernannt, und im selben Jahre noch begann er mit dem Umbau des Berliner Schlosses. Dieses Werk bildet den Höhepunkt in seinem Schaffen, er weist sich damit als größter Meister des norddeutschen Barock aus. Schließlich scheitert er an seinem kühnsten Plan, der Errichtung des auf 96 Meter Höhe geplanten Münzturmes in Berlin; der sandige Untergrund erwies sich als nicht tragfähig genug, und so mußte der fast fertige Turm wieder abgetragen werden.

Von diesem tragischen Mißerfolg im Leben des Meisters handelt die hier abgedruckte Erzählung von Klaus Pawloski. Wir entnahmen sie mit freundlicher Erlaubnis des Aufstieg-Verlages, München, dem kürzlich erschienenen, von Dr. Walter Schlusnus herausgegebenen Werk „Großes Ost- und Westpreußen". Dieses Werk erhält Erzählungen aus dem Leben von 60 bedeutenden Gestalten des Ordenslandes. Jugendgemäß erzählt, sind sie bestens geeignet, vor allem jüngere Menschen mit Leben und Werk der großen unserer Heimat bekanntzumachen. Jeder dieser Erzählungen ist eine Kurzbiographie beigegeben, zahlreiche Illustrationen begleiten den Text. Für Jugendgruppen gibt dieses Werk wertvolles Arbeits- und Lesematerial. Unseren Kogge-Lesern empfehlen wir daher. Laßt es Euch schenken! (240 Seiten, Ganzl. 12,80 DM.)

Der Knecht und die Mar

Eine Sage aus Ostpreußen von Gerhard Aick

Wenn ein Ostpreuße unruhig schläft, dann sagt er, eine Mar habe ihn gedrückt. Anderwärts nennt man einen solchen Alb den Mar, in Pommern auch Mahrt. Aber richtiger sagen es die Ostpreußen, denn eine Mar ist immer ein verzaubertes junges Mädchen, das während der Nacht zu einem winzigen Ding zusammenschrumpft, durch ein Loch aus seinem Zimmer schlüpft und bei seinem Opfer auf die gleiche Weise eindringt, um sich ihm dann auf die Brust zu setzen und es zu quälen. Die unglücklichen jungen Dinger, von denen es viel mehr gibt, als man denkt, werden schon in der Wiege zu Maren gemacht. Böse Gevatterinnen, die das Kind aus der Taufe heben, wünschen heimlich, daß es eine Mar werde. Aber die Verzauberung gilt nur für den Namen, den das Mädchen in der Taufe erhalten hat. Kommt jemand darauf, daß es eine Mar ist, und tauft er es auf einen anderen Namen um, dann ist es erlöst.

Als bestes Mittel für diesen Zweck gilt, daß der Schläfer, während er den Druck spürt, nach der Brust greift und festhält, was er in die Hand bekommt. Ein Schustergeselle in Angerburg beispielsweise bekam auf diese Art einen Strohhalm zu fassen. Er legt ihn in eine Schublade und wurde am Morgen von einem Mädchen geweckt, dem er immer die Schuhe besohlte. Die Jungfrau gab zu, eine Mar zu sein, und sie beherzigte den Rat des Gesellen, sich in der Kirche einen anderen Namen geben zu lassen. Das half; der Geselle heiratete später das Mädchen.

In einem Dorf des Angerburger Kreises waren sogar alle drei Töchter eines Gastwirts von einer bösen Gevatterin zu Maren gemacht worden. Diese drei hübschen Dinger flogen, angestachelt von der Hexe, Nacht für Nacht in der Gegend umher, so daß dort bald niemand mehr ruhig schlafen konnte. Aber auch sie hatten Glück und wurden erlöst. Ein Wanderbursche, der im Gasthof abgestiegen war, zechte die ganze Nacht durch und zog sich erst in den Morgenstunden in seine Stube zurück. Als er sich nun anschickte, zu Bett zu gehen, hörte er im Nebenzimmer ein erregtes Flüstern. Die drei Wirtstöchter waren nämlich von ihren nächtlichen Ausflügen zurückgekehrt und klagten einander ihr Leid. Der Wanderbursch erkannte bald, daß die drei Mägdlein Maren waren. Der Wirt, der von dem Wanderburschen alles erfuhr, ließ seine drei Töchter umtaufen und errettete sie so von dem traurigen Los der Maren.

Zwei Knechte schliefen zusammen in einer Kammer, und einer wurde Nacht für Nacht so schwer von der Mar gedrückt, daß er seinen Kameraden bat, er möge doch das Astloch in der Tür verstopfen, wenn er ihn wieder im Schlaf stöhnen höre. Denn sicher komme die Mar durch dieses Loch hereingeflogen, und so gelänge es vielleicht, sie zu fangen. Der andere Knecht erfüllte den Wunsch. Als er seinen Schlafgenossen einmal recht stöhnen hörte, sprang er schnell auf und verstopfte das Astloch Dann weckte er seinen Kameraden, dieser griff nach der Brust und fand dort den verräterischen Strohhalm, der sich in seiner Hand verzweifelt krümmte und wand und erst nach einer geraumen Zeit sich in sein Schicksal fügte. Den Strohhalm legte er dann auf einen Tisch und schlief wieder ein.

Am nächsten morgen erblickten die beiden ein schönes junges Mädchen hinter dem Ofen hocken. Die Frage, ob es einen der beiden Knechte heiraten wolle, bejahte es. Die Kameraden gerieten jedoch in Streit darüber, wem die gefangene Mar gehören solle. Der eine, den sie immer im Schlaf gequält hatte, leitete gerade daraus sein größeres Recht auf sie ab, während der andere erklärte, die Bevorzugung durch den Geist zähle nichts mehr bei dem lebendigen Wesen. Das käme erst auf die Probe an, gab der erste zurück, und schließlich einigten sie sich nach längerem Hin und Her, der Mar die Entscheidung zu überlassen. Das Mädchen wählte jenen Knecht, den sie so lange als Mar heimgesucht hatte.

Nun konnte der Ehemann seine Frau aber nicht umtaufen lassen, da die Maren während ihrer Verwandlung ihren wirklichen Namen vergessen und die Umtaufe nichts gilt, wenn der ursprüngliche Name nicht vorher zurückgelegt wird. Dennoch hoffte der Knecht, seine Frau nicht zu verlieren. Denn nur durch das kleine Astloch, durch das sie als Mar gekommen war, konnte sie ihn wieder verlassen und in ihr früheres Menschendasein zurückkehren. Das Astloch aber hielt er sorglich weiter verstopft.

Die Ehe wurde sehr glücklich. Mehrere liebe Kinder kamen zur Welt, und alle Leute waren sich einig, daß es ein so zufriedenes junges Paar noch nie gegeben hätte. Auch war an der jungen Frau nichts Seltsames oder Geheimnisvolles zu entdecken, nie wäre jemanden eingefallen zu vermuten, eine unerlöste Mar vor sich zu haben. Nur wenn sie sich unbobachtet fühlte, versank sie in ein langes Nachdenken, als wollte sie die Erinnerung an ihr früheres Leben herbeirufen. Einmal spielten die Kinder unbeaufsichtigt in der Stube, und dabei entdeckten sie das in das Astloch gestopfte Werg und zogen es heraus. Später bemerkte die junge Frau das Loch. Sie ließ sich aber nichts anmerken. In In der folgenden Nacht noch flog sie als Mar aus dem Haus, in dem sie so glücklich mit ihrem Mann und ihren Kindern gelebt hatte. Sie ist nie mehr wiedergekommen.

Wir entnahmen diese Sage dem Werk „Sagen der verlorenen Heimat", erzählt von Gerhard Aick, mit 50 Illustrationen im Text von Willy Widmann. 320 Seiten. Verlag Carl Ueberreuter, Wien-Heidelberg. Nahezu ein Drittel der aufgezeichneten Sagen stammen aus Ostpreußen, Westpreußen und Danzig. Ausgezeichneter Lesestoff.

(Fortsetzung von Seite 1)

Welche Augen haben diese Mütter! Welche ruhigen Blicke, die um das Kindlein ein Netz von Obhut weben, die jede Bewegung verfolgen, die ruhen und doch die Unrast empfinden und die spüren: dies Übermaß ist von dir, du hast es geboren, dich umkreist es, bei dir bleibt es, solange es deiner bedarf, und dann zieht es fort und lebt sein eigenes Leben.

Die Menschen wissen es, sie folgen der Jugend, die vor ihnen dahinzieht, mit gerührten Blicken: ob es nun Hühnchen und Entlein sind, Fohlen und Kälblein, eine Äffin mit ihrem Jungen auf dem Arm oder eine Bärin, die dem Kleinen das Klettern zeigt. So unschuldig, so lieblich, so duftend ist das gute Leben!

Die kleinen Rotkehlchen bleiben auf dem Wiesenzaun sitzen, sie sind noch ohne Arg, sie lassen sich fast anrühren, und die Mutter auf dem Aste über mir ruft und warnt! Die jungen Spechte stoßen hinter den alten drein, sie klopfen, aber es klingt noch nicht so kräftig wie bei den alten. Die jungen Schwalben im Bootshaus reißen die Schnäbel auf, und die alten kommen in herrlichen Bogen geschwirrt. Ach, diese unschuldigen, holden und lieblichen Blüten des Lebens! Die Enten kommen mit ihren Jungen vom anderen Ufer des Sees herüber, und dort am Waldrand wandert eine Familie Schwäne aus mit prallen, saftigen und runden Kindern.

Jugend, ein Stoff, der nicht von Dauer ist! Und doch der kostbarste Stoff dieser Welt. Sie mag nicht leicht zu tragen sein, denn je besser sie ist, desto schwerer wird ihr Herz sein, desto ernster wird sie sich nehmen! Aber uns wird ihr Anblick das wahre Labsal auf dieser Welt bleiben. Schau den Mädeln und den Buben nach, wenn sie gehen! Wieviel überflüssige Bewegungen, welche Verschwendung, welches Getänzel und Gestoße! So reich sind sie und wissen es nicht! Sie springen, wo sie gehen könnten, und sie wackeln, wo sie stehen sollten. Das Leben kocht über — geh, stell dich dazu und schnuppere und freue dich!

DIE KURISCHE NEHRUNG

Ein Bildwerk schmerzlich-schöner Erinnerung

Die Dokumentarbildbände des Gerhard Rautenberg Verlages, Leer, über den deutschen Osten sind längst zu einem Begriff geworden, und daran ist sicherlich nicht allein der stets wiederkehrende einprägsame Nachsatz im Titel „in 144 Bildern“ schuld, sondern vor allem die gepflegte Ausstattung und die in der Bildauswahl mit jedem Band von neuem zu spürende glückliche Hand, die Charakterzüge und Schönheiten der dargestellten Landschaften sicher zu erfassen. Ergänzend zu den bereits vorliegenden acht Bänden über Ost- und Westpreußen ("Von Memel bis Trakehnen", „Masuren“, „Das Ermland“, „Das Samland“, „Westpreußen“, „Königsberg“ und „Danzig“) legt der Verlag soeben den Band „Die Kurische Nehrung“ vor.

Der Band, herausgegeben und eingeleitet von Martin Kakies, läßt in 144 eindrucksvollen, größtenteils ganzseitigen Fotowiedergaben das Land zwischen Haff und Meer in seiner ganzen einmaligen Schönheit vor den Augen des Betrachters aufleuchten. Nichts fehlt, was sich mit dem Namen „Kurische Nehrung“ in der Erinnerung verbindet: die weiten Sandrücken, die typischen Fischerhäuser der Nehrungsdörfer, die sturmzerzausten Föhren, die Kurenkähne mit ihren phantasievoll geschnitzten Wimpeln, Aale und Flundern über offenen Rauchfeuern und die dichten Erlen- und Birkenwäldchen mit ihren wie Sagentiere anmutenden Bewohnern, den Elchen. Und Rossitten natürlich mit seiner Vogelwarte und den Schwärmen von Zugvögeln in der Luft, und das andere Rossitten: das Paradies der Segelflieger. Und die typische Nehrungsflora: der zur Festigung der Dünen und zum Schutze der Dörfer und Weiden angebaute Strandhafer, da und dort der blausilbern schimmernde Stern einer Stranddistel, dann wieder der grausige Anblick nackter Baumstümpfe, über die langsam der Sand hinwegwandert. Ja, dies alles läßt dieses Buch lebendig werden. Es ist die Kurische Nehrung, wie wir sie in unserer Erinnerung haben, wie sie die Dichter unserer Heimat besungen haben, wie sie von ganzen Generationen von Malern immer wieder in leuchtenden Bildern festgehalten wurde. „Es ist ein Wunder“, schreibt Martin Kakies in seinem Geleitwort, „daß es mitten in unserem Erdteil dieses Land noch gibt, dieses Land der unendlichen Weite und erhabenen Schönheit, dieses Land des Schweigens und der Stimme der Ewigkeit — Abbild des Alls, Sinnbild unseres Lebens. Es erschüttert unser Herz, es macht uns still und demütig, es gibt uns Trost und Kraft. Wir sehnen uns nach ihm.“

Ein Buch der Erinnerung und Sehnsucht für alle Ostpreußen, dem man eine recht weite Verbreitung wünschen möchte.

DIE KURISCHE NEHRUNG in 144 Bildern. Hrgg. von Martin Kakies. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer/Ostfrsld. Format 27,5×20 cm, Kunstdruckpapier, mit einer Übersichtskarte. Ganzln. DM 14,80.

Ein Schicksal unserer Zeit

Der Lebensstimmung älterer Menschen geht Karl Richard Tschon in seiner Erzählung nach. In der Baracke am Rande einer großen Stadt lebt ein schon betagtes Ehepaar. Wäre der Krieg nicht gekommen, könnten beide jetzt auf eigenem Grund und Boden von einer Schar munterer Enkel umringt ihren Lebensabend verbringen. Doch der Tod des Sohnes und die Vertreibung aus der böhmischen Heimat haben diese Hoffnung zerstört. Einsamkeit ist nun ihr Los.

Diese Situation hat der Verfasser in den nächtlichen Dialogen des Ehepaares wirklichkeitsnah festgehalten, ohne dabei billige Trostworte zu gebrauchen, aber auch ohne in einem ausweglosen Schmerzgefühl zu resignieren. So endet eine schlaflose Nacht, in der die Vergangenheit im Mann und in der Frau aufsteigt, damit, daß die Mutter den letzten Brief ihres Sohnes zerreißt, um vor nun an auf alle sinnlosen Grübeleien zu verzichten, die ja doch nichts ändern können. Die Vergangenheit soll damit zwar nicht vergessen, aber doch überwunden werden.

Zweifellos werden viele Leser in dieser Erzählung ein Stück der eigenen Vergangenheit wiederfinden. Aber statt alte Wunden aufzureissen, wird der gefaßte und bejahende Ausklang in vielen dieser Leser die Bestätigung für die eigene gleiche Entscheidung sein. Denn selbst Verluste an Leib und Gut nehmen dem Leben noch nicht jeglichen Sinn.

Karl Richard Tschon: KIEFERN HINTER DER BARACKE. Erzählung. Das Kleine Buch Nr. 131, Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh. 80 Seiten. DM 2,40.

„DER TRANSPORT“ Ein Roman aus den letzten Kriegsmonaten

Die grauenhaften Geschehnisse des letzten Krieges, ihre für die Menschheit unheilvollen Ursprünge und Folgen, sind auch heute — 15 Jahre nach der Kapitulation und dem Versuch zu einem neuen besseren Beginn unseres Lebens — nicht aus dem Bewußtsein der unmittelbar Betroffenen zu verdrängen. Es ist daher selbstverständlich, daß sich die Literatur dieser Zeit bemächtigt und sie zu gestalten sucht. So haben wir inzwischen auch von deutschen Autoren eine Reihe bemerkenswerter Kriegsromane zu verzeichnen, deren gültige Aussagekraft nicht angezweifelt werden kann, auch wenn ihnen nicht immer solche Publikumserfolge beschieden sind, wie sie in den zwanziger Jahren Werke über den 1. Weltkrieg, etwa „Im Westen nichts Neues“ von Remarque, „Streit um den Sergeanten Grischa“ von Zweig, „Krieg“ von Renn oder Ernst Jünger mit seinen Romanen aufweisen konnten. Möglicherweise war bisher der Abstand zu dem grausamen Geschehen, dem wir alle mehr oder weniger ausgeliefert waren, zu kurz, um sich seiner Realität stellen zu können. Die Bewältigung der Vergangenheit, in der wir Treiber und Getriebene zugleich waren, erfolgt nur zögernd, oftmals bleiben die Gestalter problematischer Zeitereignisse ohne hörbares Echo. Notwendigerweise müssen sie (und das gilt vor allem für die Verfasser von Romanen aus dem letzten Kriege) in Bereiche vorstoßen, die schmerzhafte Wunden aufreißen. Die Wirklichkeit des Geschehenen, das oft sinnlos und unfaßbar war, zwingt sie zur kompromißlosen Aussage, in der deutlich die Anklage gegen Lässigkeit, Ignoranz und schuldhaftes Verhalten jedes einzelnen von uns spürbar ist. Doch dieser Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit kann sich niemand entziehen, der begriffen hat, daß der teuflische Kreislauf, der zwangsläufig in die Selbstvernichtung der Menschheit führt, endgültig beendet werden muß. Inzwischen wächst eine Generation heran, die nur mittelbar von dem Geschehen der jüngsten Vergangenheit betroffen ist, die aber morgen schon entscheidende Aufgaben übernehmen wird. Sie hat ein Recht darauf, wahrheitsgemäß unterrichtet zu werden. Dieser Aufgabe kommen die Dichter der Kriegsromane in erhöhtem Maße nach.

Auch Wolfgang Altendorf, geboren 1921, wählt seinen Stoff im wesentlichen aus dem Zeitgeschehen. Er hat sich unter den Nachkriegsdichtern mit seinen Schauspielen, für die er mit dem „Gerhart-Hauptmann-Preis“ ausgezeichnet wurde, seinen Romanen, darunter die „Odyssee zu zweit“, und seinen Erzählungen Rang und Anerkennung erworben. Sein neuer, soeben erschienener Roman „Der Transport“ behandelt ein Thema aus den letzten Kriegsmonaten. Der Leutnant eines Militärgefängnisses erhält den Auftrag, eine zur Frontbewährung abgestellte Gruppe von Wehrmachtsstrafgefangenen zu begleiten. Entgegen dem ihm erteilten Befehl behandelt er die ihm anvertrauten Männer menschlich. Er bewahrt sie während des langwierigen und oft gefahrvollen Transports vor den Übergriffen und Maßregeln anderer Dienststellen und rettet eine Frau vor den Zugriffen der Gestapo. So dauert es nicht lange, bis ihm seine menschliche Haltung mit Vertrauen vergolten wird. Die unterschiedlichen, vielfach gegensätzlichen Charaktere sind ausgezeichnet herausgearbeitet, das sich im Verlauf des Transports entwickelnde Vertrauensverhältnis, das auf gegenseitiger Achtung und Toleranz beruht, ist glaubwürdig und folgerichtig. Das Buch endet nicht mit einem happy end im üblichen Sinne: Der Leutnant rettet das Leben der ihm Anvertrauten mit der Hingabe des seinen. Aber es beweist, daß Menschlichkeit und Toleranz auch in Zeiten tiefster Entartung letztlich triumphieren. Die dichte Sprache, die Menschlichkeit in der Darstellung (auch noch dort, wo unsympathische Zeitgenossen vorgestellt werden), die Kraft und Frische, mit der turbulente Handlungen geschildert werden, die Konfrontierung komischer Situationen mit der Härte des Zeitgeschehens müssen besonders angemerkt werden.

In diesem Roman wird die Entlarvung einer grausigen Epoche durchgeführt — aber auch gleichzeitig dem kleinen, in „einer großen Zeit“ so wenig beachteten Menschen ein Denkmal gesetzt, weil er sich trotz allem bewährte und behauptete. Fe.

Wolfgang Altendorf: DER TRANSPORT. Roman. Georg Westermann Verlag, Braunschweig, 306 S., Ganzleinen, DM 12.80.

Annemarie in der Au

Strandgut

Er saß
und malte die Schreie seines Herzens
in den Sand,
den die Wellen sich holten.

Der Wind
verwarf seine stummen Klagen achtlos
wie die Spreu,
die auf Feldern vergessen.

Ein Licht,
verschwendet vom Leuchtturm, aller Menschen
Einsamkeit
zum Geschenk, es begrub ihn.

Zwei neue Elbinger Hefte

„Elbings Schwedenzeit“ von Robert Helwig und „Dichtung und Gesellschaft“ von Paul Fechter betiteln sich die beiden neuen Broschüren der Reihe „Elbinger Hefte“, in der nunmehr insgesamt 27 Titel erschienen sind.

Nach der Chronik von Israel Hoppe über die schwedische Besatzungszeit während des Dreißigjährigen Krieges (1626—29) zeichnet Robert Helwig ein ebenso eindrucksvolles wie farbiges Zeitgemälde aus Elbings Vergangenheit.

Der in Elbing geborene Kritiker und Schriftsteller Paul Fechter führt mit drei bisher nicht veröffentlichten Beiträgen in das Geistesleben der jüngsten Vergangenheit ein. Seine gesellschaftskritischen und soziologischen Untersuchungen sind von reger Anteilnahme an dem Kunsterlebnis seiner Zeit erfüllt. Sie zeigen bis in die letzten Jahre vor seinem Tode hinein ein verständnisvolles Bemühen um eine Deutung der kulturellen Zeitströmungen.

Robert Helwig: ELBINGS SCHWEDENZEIT. 60 Seiten. — Paul Fechter: DICHTUNG UND GESELLSCHAFT. 49 Seiten. Beide im West-Verlag, Essen. Je DM 3,60.

Das Werk Erna Donats

Angesichts der Flut von Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt ist es heute selten geworden, auf Bücher aufmerksam zu machen, deren Veröffentlichung einige Jahre zurückliegt, selbst dann, wenn sie sich trotz der ständig wechselnden modischen Stilströmungen, der hektischen Jagd nach immer neuen Namen und ausgefallenen Ausgangsformen und der Sucht nach überraschenden „Schlagern“ Rang und Wert erhalten haben.

Damit soll auf das Werk der in Berlin geborenen Schriftstellerin Erna Donat hingewiesen werden, von der neben zahlreichen stark beachteten Erzählungen und sozialen Reportagen, die in Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunksendungen erscheinen und für die sie auch mit Preisen ausgezeichnet wurde, die Romane „Babineck“ und „Das hübsche Fräulein Faber“ vorliegen.

Beide Roman handeln im deutschen Osten; die tiefe Verbundenheit mit dem Land und seinen Menschen hat in einer starken gestalterischen Kraft Ausdruck gefunden, die aus eigenem Erleben, gründlicher Kenntnis und tiefer Liebe zum gestalteten Raum und seinen Menschen schöpft. Sie sind Zeitromane insoweit, als daß beide Bücher während des letzten Krieges handeln. Doch der Krieg, dessen Wahnwitz Erna Donat unmißverständlich geißelt, ist für sie auch gleichzeitig der notwendige Hintergrund, auf dem sie ihre Menschen zeichnen kann, Menschen, deren Handlungen und Triebe durch das zerstörerische Geschehen, dem sie sich ausgeliefert sehen, entblößt werden, die sich, aller konventionellen Vorstellungen entbunden, nackt und unverhüllt zeigen. Ist es im „Babineck“ die tiefe sich in der zusammenbrechenden und der vernichtenden Kräften überlassenen Welt bewährende Menschlichkeit und schlichte Größe des Administrators Babineck, die besonders ergreift, so ist es in dem „hübschen Fräulein Faber“ die sich in einer maßlosen Zeit entfaltende Triebhaftigkeit des Mädchens Irene, die erschüttern muß. Beide Bücher sind notwendige Stationen zum Verständnis des menschlichen Verhaltens in Zeiten, in denen Bewährung und Versagen im Menschen selbst beschlossen liegen. Damit bekommen Erna Donats Darstellungen den Rang der Allgemeingültigkeit.

Erna Donath wählt die knappe Sprache, ihre Dialoge sind immer treffsicher und genau; unversehens werden Menschen und Landschaft sichtbar gemacht. Die Charaktere sind klar gezeichnet und entwickeln sich psychologisch folgerichtig. Das gilt auch für die Nebenpersonen, unter denen sich (vor allem im „hübschen Fräulein Faber“) besonders liebenswerte skurrile und originelle Typen finden. Die immer treffende knappe Darstellung, durch ein glückliches Talent zur Ironie aufgelockert, läßt oft köstliche, nicht zu vergessende Szenen erstehen.

Das Werk Erna Donats ist durch tiefe Menschlichkeit ausgezeichnet. Man spürt, daß diese Bücher mit warmen Herzen, aus menschlichem Verständnis und der Verbundenheit mit dem deutschen Osten und seinen Menschen geschrieben wurden. Aber sie sind damit weder räumlich noch zeitlich begrenzt. Irgendwann sind ihr diese Menschen, von denen sie schreibt, begegnet, irgendwann werden wir sie treffen, vielleicht schon heute, sicherlich aber morgen. Denn das ist das Entscheidende an Erna Donats Romanen: sie schreibt von Menschen, die wirklich sind.

Diese Menschen beobachtet sie auf Verhaltensweise und Charakterwert, und sie spürt auch dann noch den guten Kern in ihnen auf, wenn sie sich bewußt schlecht geben. So sind es dann Liebe und Zuneigung, Melancholie und Ironie (zu denen sich die helle Empörung über Ungerechtigkeiten gesellen kann) die ihren Werken die besondere Gewalt geben, deren Einfluß man sich nicht entziehen kann Fe.

Erna Donat: BABINECK, Roman, 2. Auflage, Georg Westermann Verlag, Braunschweig, 253 S., Ganzleinen, DM 11.80.

Erna Donat: DAS HÜBSCHE FRÄULEIN FABER, Roman, ebenfalls Georg Westermann Verlag, Braunschweig, 240 S., Ganzleinen, DM 11.80.

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

(81)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Einer soll seine Frau im Friehjahr meeglichst nich allein lassen, indem daß se denn allerlei Gefahren und Nachträglichkeiten ausgesetzt is.

Wär ich man bloß nich nach Hildesheim gefahren! Aber ich hadd de Emma, was meine Frau is, doch fier e bißche intelligänter gehalten, als wie es jetzt bei diese zufällige Gelegenheit rauskam. Wenn se mir auch immer bei die Fremdwörters verbessern tut, weil se inne Jugend e bessere Büldung verpaßt gekriegt hat, sagt se, indem daß se drei Jahre bei eine vornehme Oberlehrerfamilie dem Dreck raggen tat, se is doch all von zu Haus e Happche dammlich. Und das bißche Geist, was beim Herr Oberlehrer fier ihr abfiel, war ebend nich genug. Wenn se nämlich im Leben in eine ungewehnliche Lage kommt, denn is se hilflos wie e Flieg aufes Honigbrot.

Kurz und gut, wie aus Hildesheim zurickkam, fand ich ihr völlig zerknirscht aufez Bett hucken. Es mussd also irgend etwas passiert sein. Aber so gut wie se sonst zu Fuß untre Nas is, daß einer manchmal rein denkt, se hat e Eimer Blubberwasser getrunken, ich konnd und konnd ihr nich zum Sprechen bringen. Und ich war so mied und wolld mir hinhauen. Endlich, endlich es war all bald morgens um drei, nahm se einen innerlichen Anlauf und fragd mir ruckweis, ob ich einem Halbkusäng hab, wo auf dem Namen Waldemar heeren tut. Dem hab ich natierlich n i c h, und, sehn Se, obwohl es dem gar nich gibt, hädd er sich bei e Emma, was meine Frau is, gemeldet.

Was sagen Se nu? Hab ich nich recht, wenn ich dem Friehling fier e gefährliche Jahreszeit halten tu? Wo de Emma sozusagen gewissermaßen auf einem Halbkusäng reinfällt, wo ieberhaupt nich existiert? Jedenfalls hat se sich vom Dutt bis aufem großen Zeh ganz geheerig mit Ruhm bekleckert, und jetzt kann ich ihr wenigstens zergen, wenn se mir mit ihre vornehme Büldung importieren will.

So pöh a pöh kam denn nun folgendes raus. Es hädd geklingert, und vore Tier stand e Mann, wo mir sprechen wolld. Wie er heerd, daß ich nach Hildesheim verreist war — das mußd de Emma ihm natierlich alles brisehwarm aufe Nas binden! — meind er, das is schad, aber eigentlich wolld er ja bloß seinem Versprechen einlösen und dem Gruß von Waldemar bestellen. Das is der Halbkusäng von Herrn Trostmann, und er war mit ihm zusammen in Gefangenschaft. Wenn de gnädige Frau ihrem Herrn Gemahl das freindlichst bestellen wolld . . . Se w o l l d ! ! De „gnädige Frau“ is ihr bestimmt glatt runtergegangen, das war so richtig Haaröl fier ihrem Gemiet. Also ich sah ihr direkt im Geiste, wie se in dem momentanen Augenblick vor lauter Vornehmheit nich mehr geradaus kicken konnd. „Meinem Gatten wird das sehr leid tun“, hat se bestimmt geflistert, und enn hat se ihm aufgefordert näherzutreten. Und dadrauf hadd der bloß gelauert. Natierlich sträubd er sich von e Weilche wie e Mergellche beim ersten Butsch, aber denn ließ er sich zureden. „Wenn gnädige Frau gestatten . . .“

Und denn huckd er plaastrig auf meinem scheenen roten Plischsessel, wo ich vor andertehalb Jahre besonders ginstig auf eine Auktzjohn gekauft hädd, und de Emma, was meine Frau is, tafeld auf: „Nehmen Se sich, bedienen Se sich und legen Se sich rauf! Geneetigt wird nich.“ Das is ja ostpreißische Art, und ich bin auch sehr dafier, daß e gern gesehener Gast alles vorgesetzt kriegt, was da is. Aber nich so e Wenktiener, so e Schobjak, wo bloß auf Betrug ausgeht. Jedenfalls hat er sich ornlich de Plautz vollgeschlagen. Auch drei Ausgewachsene hat de Emma ihm noch eingegossen, und die hat er hintrem Schlips gekippt. Dazu hat er sich eine von meine gute Ziehgarren innes Maul gestochen, wo ich mir zu Ostern aufgespart hadd. Sehn Se, i c h begnieg mir mit meinem Knösel, und d e r verpafft meinem Ziehgarr. Wissen Se, das fängt mir jetzt erst richtig an zu ärgern!

Aber es kommt noch doller. Im Kauens erzähld er nu aus eins vom Waldemar, wo gar nich gibt, von die treue Kameradschaft, wo er fier ihm das letzte Stickche Brot gegeben hadd. An die Stell mußd de Emma, was meine Frau is, noch e paar Stullen abschneiden, denn er nahm de letzte vom Teller und bekleisterd ihr dich mit Butter und Leberwurst. Und denn war sie anne Reih mittes Erzählen, vonne Flucht, von die erste schwere Jahre . . . Dauerd nich lang, da war se bei ihre siebenerlei Krankheiten und Gebrechen angekommen, hauptsächlich bei ihre Friehlingsmiedigkeit. Nu war der feierliche Augenblick da, wo er sich rewangschieren konnd, und zwar mit die Marmor-Wunder-Droge, wo nach ein Pattent außem Mittelalter hergestellt is und wo er zufällig sechs Stick davon inne Fupp hadd. De Emma war seelig, und es steerd ihr auch nich, daß jedes Kugelche fimf Mark kosten tat. Se puld das letzte Geld außem Spind und gab ihm fier dem Kurrendreck dreißig Mark. Stellen Se sich vor, wieviel Rum und Ziehgarren ich dafier gekriegt hädd! Aber was kimmerd das de Emma! Se hadd endlich das richtige Mittel gegen ihre Miedigkeit, und gegen ihre Einsprung im Kreiz solld es auch noch helfen, das hadd er ihr fest versprochen. Das gibt sonst nich zu kaufen, hadd er gesagt, aber er is mit dem Erfinder befreindet, und von dem kriegt er ab und zu e paar Kugelchen. Aus Dankbarkeit fier die Gastfreindschaft wolld er ihr de letzten sechs ieberlassen.

Wie er das Geld inne Fupp hadd, mußd er weiter, er konnd gar nich schnell genug auße Stub kommen. Und hinterher heerd de Emma, daß er noch fimf andre Einwohner außes Dorf die Kugelchens fier teures Geld verkauft hadd, gegen Nierensteine udn Herzschmerzen, gegen Asthma, gegen Durchfall und gegne Nerven. Wenn das kein Wunder is, denn gibt ieberhaupt kein Wunder nich mehr. De Emma hadd gleich zwei Kugelchens auf einmal eingenommen, weil se Angst hadd, daß bei ihr große Miedigkeit e i n Kugelche womeeglich nich geniegend wirken tat. Davon wurd ihr schlecht, daß se den Eimer nehmen und dem Dokter holen lassen mußd De hatt ihr denn wieder aufe Beine geholfen und de Kugelchens, wo noch iebrig waren, zur Untersuchung mitgenommen. Dabei kam raus, daß die teure Marmor-Wunder-Droge nuscht weiter war wie e Gemengsel aus Sellerie und Bohnenkaffee. Das war gerad das Richtige fiere Emma ihrem hohen Blutdruck, sagd der Doktor.

Und so fand ich ihr zerknirscht aufes Bett hucken. Nu wolld ich ihr gleich dem Betrieger greifen gehn, aber der war längst ieber alle Berge, es war nuscht mehr zu machen. Aber ich hab ihm wenigstens bei die Pollezei angezeigt, vleicht schnappen se ihm doch irgendwo. De Emma hab ich inzwischen Nachhilfestunden ieber meine Verwandtschaft gegeben, das nächste mal weiß se nu, daß ich keinem Halbkusäng mit Vornamen Waldemar hab. Aber wenn ich wieder mal fier e paar Tage verreisen tu, denn kommt vleicht einer, wo e herzlichen Gruß von meine Urgroßmutter zu bestellen hat. Nei, wissen Se, es is nich zu glauben, wodrauf daß de Menschen alles reinfallen! —

Wie haben Se Ostern verlebt? Eigentlich is de Frag nich mehr ganz zeitgemäß, denn wie lang dauert noch, denn is all Pfingsten. Hoffentlich haben wir denn scheenes Wetter. Wissen Se noch, wie wir zu Haus alles mit Birken ausputzen taten? Das ganze Haus hat nach frisches Grien gerochen — und nach Streißelfladen! Und wir gaben uns die Hände und winschden uns gegenseitig freehliche Pfingsten! Das tu ich jetzt auch und grieße Sie alle herzlich!

Ihr

Ernst Trostmann
Landbriefträger z. A.

Ostverein für Prüfung von Gebrauchshunden zur Jagd

Anschrift: Dr. Gehrmann, Münster, Norbertstr. 1

Ich habe zunächst die traurige Pflicht, das Ableben unseres alten Mitgliedes Amtsgerichtsrat Friedr. Wilhelm Schulz-Fischhausen (silbernes Vereinsabzeichen) zu melden. Nur in Gedanken konnte ich einen grünen Bruch an seinem Grabe niederlegen.

Ein weiterer großer Verlust traf den Ostverein durch den Brand des ostpr. Jagdmuseums in Lüneburg, an dessen Ausgestaltung auch der Ostverein durch Hergabe seiner letzten mühsam zusammengetragenen Dokumente und Bilder beigetragen hat, wie ich voll Stolz das letzte Mal berichten konnte. Die Tabellen und graphischen Darstellungen von Dr. Hilbrig und Präsident Ostermann können ersetzt werden, aber nicht das andere. Nun muß ich wieder bitten: wer noch entbehrliche Andenken an den Ostverein und seine Veranstaltungen besitzt, stifte sie bitte dem ostpr. Jagdmuseum, das neu erstehen soll!

Der Unterzeichnete nahm wieder an der Generalversammlung des Gebrauchs-Hund-Verbandes am 20. März in Goslar teil. Voll Freude konnte ich feststellen, daß Präsident Ostermann als einziges Abzeichen das goldene Vereinsabzeichen des Ostvereins angesteckt hatte, das ich ihm im vorigen Jahr zum 60jährigen Bestehen des Verbandes von Mitbegründer Ostverein überreichen konnte. Bereitwillig erteilte mir Herr Ostermann das Wort, damit ich in bewegenden Worten allen Teilnehmern das Brandunglück von Lüneburg ins Gedächtnis rufen und um Sammlung und Einsendung ostpreußischer Trophäen an das Ostpr. Jagdmuseum bitten konnte. Die 300 Delegierten werden nun in ihren Vereinen berichten, so daß zu hoffen ist, daß mein Appell einen breiten Widerhall findet. Jedenfalls hatte ich die Freude, von verschiedenen Teilnehmern später angesprochen zu werden und wertvolle Fingerzeige und Adressen zu erhalten. Der Geschäftsführer des DJV, Herr Selle, hat testamentarisch verfügt, daß sein einziger ostpr. Hirsch später dem Ostpr. Jagdmuseum übergeben wird. Sehr nachahmenswert! Leider ist es ja so, daß wertvolle Trophäen nach dem Tode des Erlegers aus Raum-Mangel in irgendeiner Kneipe als Wandschmuck enden. Im Ostpr. Jagdmuseum aber werden sie würdig für die kommenden Generationen erhalten!

Zur 50. Verbands-Gebr.-Prüfung des Berliner Stammvereins konnte ich aus Zeit- u. Geldmangel nicht fahren. Würdig vertreten aber wurde der Ostverein durch unser Mitglied Horst Kupfer, den Enkel unseres lieben alten Kupfer-Wilmsdorf, der sich trotz der stärksten Konkurrenz von besten Hunden und Führern den Siegerpreis und damit die Verbands-Statuette als höchste Auszeichnung holen konnte. So ist die Verbandsstatuette gewissermaßen zum 4. Mal einem Mitglied des Ostvereins zuteil geworden!

An neuen Mitgliedern sind zu uns gestoßen: Dipl. Land- u. Forstwirt Wenkel-Neversfelde, Landw. Meister Colmar Hilbrig-Forstgut Allerhop, Zahnarzt Heydenreich-Heepen-Bielefeld, Büchsenm.-Meister Puck-Hannover, Willi Sander-Gronau, der bekannte DD-Züchter (Zwinger vom Löbenberge-Schl.) und sein Schwiegersohn Herhard Hilpert-Gronau, wiedergemeldet hat sich das alte Mitglied Architekt Rud. Herrenkind-Königsberg, jetzt Kiel.

Somit kann der Ostverein nunmehr 38 Mitglieder verzeichnen.

Mit Waidmannsheil:
Dr. Gehrmann-Gr. Neumühl

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm (23) Oldenburg (Oldb.) Gotenstraße 33

Der Mai ist gekommen! Allen Maigeborenen herzliche Glückwünsche für das neue Lebensjahr, ganz besonders den Ältesten und den Jubiläumskindern! Es vollenden

40 Jahre: am 2. 5. Friedel-Straube-Zimmeck (Sensburg), am 12. 5. Dorothea Einbrodt-Dalchow (KMTV Königsberg) und Irmgard Kolenbrander-Plüß (KMTV Kbg.);

50 Jahre: am 5. 5. Elisabeth Tunnat-Flötenmeyer (Lyck), am 6. 5. Charlotte Dahn-Schmidt (KMTV Kbg./MTV Gumbinnen), am 14. 5. Heinz Richter (Zoppot), am 19. 5. Paul Waaga (Zoppot), am 21. 5 Robert Stoll (KMTV Kbg.), am 22. 5. Dr. Kurt Knewitz (KMTV Kbg.);

60 Jahre: am 5. 5. Theo Wallerand (TuF Danzig), am 12. 5. Anna Passarge (KTC Königsberg/Rastenburg/Rößel/Lyck), am 14. 5. Robert Meding (Memel), am 17. 5. Käte Just (KTC Kbg.), am 20. 5. Charlotte Gottke (Fr. T. V. Danzig);

70 Jahre: am 15. 5. Alfred Engel (Memel), am 22. 5. Wilhelm Paul (KTC Kbg);

82 Jahre: am 4. 5. Robert Sander (TuF und Tgm Danzig);

86 Jahre: am 15. 5. Richard Schirrmann (Pr. Turnlehrerverein, Gründer und Ehrenvorsitzender des Deutschen Jugendherbergswerks).

Vereinsjubiläum Am 14. Mai jährt sich zum 100. Male der Gründungstag des Männer-Turnvereins Graudenz. In stiller Wehmut, aber doch voller Stolz denken die ehemaligen Mitglieder dieses Vereins an die Freude und die Kameradschaft zurück, die dort in vorbildlicher Weise von jedem empfangen und gepflegt wurde, auch noch unter polnischer Staatshoheit zwischen den beiden Weltkriegen. Ein kleines Häuflein ist übrig geblieben, das noch treu zusammenhält.

Berichtigung: In der Todesanzeige für Turnschwester **Elfriede Gerthagen-Kanzler** in Nr. 4/1960 der Ostpreußen-Warte ist irrtümlich ihr Lebensalter mit 50 Jahren angegeben; es muß heißen: 74 Jahre alt.

Der Weihnachtsbrief 1957 (rosa Papier) ist leider völlig vergriffen. Um öfter noch eingehende Anforderungen neu ermittelter Turnbrüder aus der Heimat erfüllen zu können, wäre ich den Turnschwestern und Turnbrüdern, die den Brief noch besitzen und ihn nicht für eine Sammlung brauchen, dankbar, wenn sie ihn an mich zurücksenden würden.

Für das XI. Wiedersehenstreffen in Espelkamp-Mittwald vom 9.—12. 9. 1960 hoffe ich die Aufforderung zur endgültigen Anmeldung mit den Angaben über die zu erwartenden Unkosten bis zum Erscheinen der Juni-Nummer der Ostpreußen-Warte versenden zu können. Die bisher eingegangenen Voranmeldungen lassen wieder eine recht gute Beteiligung wie vor vier Jahren erwarten. Wer Turnfreunde in der Sowjetzone hat, mache diese bitte frühzeitig aufmerksam und lade sie noch von sich aus besonders ein.

Silberhochzeit feierten am 27. April 1960 Turnbruder **Paul Schwarck** (TV Marienwerder) und seine Eheliebste in Kassel-Wilhelmshöhe, Oderweg 4. Nachträglich noch hierdurch herzliche Glück- und Segenswünsche für den weiteren gemeinsamen Lebensweg!

Onkel Wilhelm

Bücherei des deutschen Ostens

Fachbibliothek mit 16 250 Bänden — 1945 in Herne gegründet

Wie aus dem soeben erschienenen Generalkatalog der „Bücherei des deutschen Ostens" in Herne zu entnehmen ist, umfaßt diese einzigartige ostdeutsche Fachbibliothek bereits 16 250 Bände.

Die Bibliothek wurde nach 1945 mit Unterstützung der Stadt Herne gegründet, um einen neuen Sammelpunkt für die wissenschaftliche und belletristische Literatur über die deutschen Ostgebiete sowie die Heimatgebiete der deutschen Vertriebenen zu bilden.

Der 600 Seiten starke Katalog, der bei der Bücherei gegen eine Gebühr erworben werden kann, eröffnet die Möglichkeit, Spezialliteratur — und zwar ältere Literatur ebenso wie Neuerscheinungen — stärker als bisher auf dem Fernleihwege über eine beliebige öffentliche Bibliothek kostenlos auszuleihen.

Damit ist nicht nur der wissenschaftlichen Arbeit, sondern vor allem auch für vielfältige Verwendungszwecke im Schulunterricht eine reichhaltige und gerade auch seltene Stücke enthaltene Bibliothek erschlossen worden, die ihre Sammlungstätigkeit ständig fortsetzt.

ES STARBEN FERN DER HEIMAT

Johann **Boguhn** aus Gehlenburg/Ostpr. am 11. März im Alter von 80 Jahren in Gr. Liedern bei Uelzen.

Anna **Heinicke**, geb. Hensel, Inhaberin des Verdienstkreuzes am Bande, am 4. März im Alter von 80 Jahren in Berlin-Schlachtensee.

Landwirt Emil Stock-Beyditten †

Der letzte Besitzer des Gutes Beyditten im Kreise Bartenstein, Emil Stock, ist am 26. März im Ater von 88 Jahren in Schlüchtern verstorben. Es gibt kaum einen Bartensteiner, der nicht die markante Gestalt dieses Landwirtes in Erinnerung hätte. In Flensburg geboren, ging er 1891 nach Ostpreußen, wo er zunächst im Kreise Bartenstein als landwirtschaftlicher Beamter tätig war. 1905 pachtete er das Gut Klostersee, 1922 das 2000 Morgen große Gut Beyditten, das er später käuflich erwarb und bis zum Jahre 1945 bewirtschaftete. Neben seinen landwirtschaftlichen sind auch seine tierzüchterischen Fähigkeiten weit über die Grenzen der Kreise Marienwerder und Bartenstein hinaus bekannt geworden. Das von ihm herausgezüchtete ostpreußisch-Holländer Herdbuchvieh hat sich einen guten Namen gemacht, und das von ihm gezüchtete Ermländer Kaltblut hat auf den Ostmessen in Königsberg zweimal den Siegerhengst gestellt. Auch in der Schafzucht hat er sich große Verdienste erworben. Ostpreußen verliert in Emil Stock einen seiner fähigsten und vorbildlichsten Landwirte.

Kameradschaft Luftgau I

Anschrift: W. Gramsch, Celle Waldweg 83

Gesucht wird die seit Januar 1945 vermißte LN-Helferin Hildegard (genannt Hella) K o l b e, geboren am 28. 2. 1924 zu Haselberg/Ostpr., letzte Feldpost-Nr. 50 323 LGPA Königsberg. Der letzte Einsatzort war Schaakswitte (Kurisches Haff). Seither fehlt jede Nachricht. Angaben, die über das Schicksal der Gesuchten Aufschluß geben können, werden von den Eltern erbeten: Karl Kolbe, Rhedebrügge 79, Krs. Borken/Westf.

Gesucht wird der Gefreite d. Lw. Gerhard S a n d a u, geboren am 13. 5. 1907 in Königsberg/Pr. Sandau gehörte zuvor der Polizei an. Zuletzt war er auf dem Fl.-Horst Königsberg-Devau eingesetzt. Nach unbestätigten Meldungen soll er gefallen sein. Wer kann Auskunft über sein ungewisses Schicksal erteilen? Zweckdienliche Mitteilung erbittet sein Schwager: Otto Michalzik, Berlin-Mariendorf, Einödshoferweg 1.

Gesucht werden ehem. Angehörige der Aufklärungsgruppe „Tannenberg", die 1939 auf dem Fl.-Horst Neuhausen aufgestellt wurde, welche bestätigen können, daß Kurt B ö t t c h e r, zuletzt Ofw., Berufssoldat war. Die Friedensgebührnisstelle war der Fl. H. Neuhausen/Ostpr. Angehörige dieser Dienststelle werden ebenfalls zur Beweisführung gesucht. Meldungen erbeten an: Kurt Böttcher, Herzebrock über Gütersloh/Westf.

Zur Regelung ihrer Versorgungsansprüche sucht die hinterbliebene Ehefrau des in Rußland verstorbenen Bauingenieurs Horst B u d s z u s, geboren am 30. 8. 1910, letzte Wohnung Königsberg/Pr., Viehmarkt 8, ehem. Angehörige folgender Dienststellen: Bauleitungen der Lw Kraussen (1936—39), Gutenfeld (1939—40), Rahmel (1941—42), Bauamt Riga, Demjansk und Petsen (Estland), insbes. die Bauleiter Dipl. Ing. Müller, Lippert und Reichert sowie Oberstleutnant Pape und Major Engel von der Luftflotte 1, welche über die damalige Tätigkeit ihres Ehemannes Auskunft geben können. Angaben erbeten an: Frau Elisabeth Budszus geb. Zimmermann, Mönchen-Gladbach, Viersener Straße 450.

Anfragen erbeten an W. Gramsch, Celle, Waldweg 83, als Schriftführer der Kameradschaft Luftgau 1. Rückporto ist beizufügen.

Kamerad, ich rufe Dich!

Die Vermißtenbildliste des Deutschen Roten Kreuzes, Suchdienst München, vom (He.) Pi. Btl. 50, ehem. ostpr. Pi. Kp. 665, liegt nunmehr vor. (FT 544/545/546/547). Leider ist dem DRK nur ein ostpreußischer Heimkehrer (W. Flucht) bekannt. Kameraden meldet Euch! Zuschriften an den Suchdienstbearbeiter Helmut Gronen, Cell, Hugoweg 2/I.

Sportvereinigung „ASCO" Königsberg

Im Rahmen des großen Ostpreußentreffens am 9. und 10. Juli in Düsseldorf wird unsere Sportvereinigung ihr Jahrestreffen durchführen, und zwar am Sonnabend ab 19 Uhr und am Sonntag ab 15 Uhr in der Gaststätte „Uele Nest", Inh. Girps, Haroldstr. 30. Die Zeiten sind so gewählt, daß den Teilnehmern die Möglichkeit gegeben ist, an Veranstaltungen und Kundgebung des Bundestreffens teilzunehmen.

Wehrmachtsangehörige aus Ostpreußen

Heimkehrer haben beim Suchdienst Aussagen über ehemalige Wehrmachtangehörige gemacht. Die Familien dieser von Heimkehrern gemeldeten Männer und Frauen konnten bisher nicht ermittelt werden Erkennen Sie aus den nachstehend aufgeführten Personalangaben einen der Vermißten und können Sie Auskunft über dessen Angehörige geben? Für jeden der aufgeführten Namen liegt eine Nachricht vor Helfen Sie uns, die Angehörigen ausfindig zu machen. Jede zutreffende Mitteilung von Ihnen bedeutet ein geklärtes Vermißtenschicksal! Geben Sie Ihren Hinweis zur Auffindung der Angehörigen bitte unverzüglich unter Bezugnahme auf die Befragungsnummer dieser Liste (jeweils am Ende der Schauanzeige) an den Deutsche Rote Kreuz, Suchdienst München, Rundfunkauskunft, München 13, Infanteriestraße 7 a.

Gesucht werden aus:

Frische Nehrung: die Angehörigen von Albuschat Vorname unbekannt, geb. etwa 1895, Oberfeldwebel bei dem 1. Bataillon Stalag IA, E/668.

Ostpreußen: die Angehörigen von Atte, Vorname unbekannt, geb. etwa 1925, Gefreiter bei der Feldpostnummer L 63282 F, B/27.

Ostpreußen: die Angehörigen von Bachmann, Vorname unbekannt geb. etwa 1915, verheiratet, evangelisch, Landwirt, Stabsgefreiter in einem Grenadier-Regiment, B/29.

Ostpreußen: die Angehörigen von Bauer. Vorname unbekt, geb. etwa 1910, verheiratet, Zollbeamter Oberleutnant bei der Feldpost-Nr. 24160 D, B/14119 S.

Ostpreußen: die Angehörigen von Börschke, Willi, geb. etwa 1908, verheiratet, Stabsgefreiter bei der Feldpostnummer 05134, B/14172 S.

Ostpreußen: die Angehörigen von Lück, Fritz, geb. 23. 3. 1891 oder 1898, verheiratet, Landwirt Sonderführer bei der Feldpost-Nr. 59703 D, B/13182.

Ostpreußen: die Angehörigen von Roßteck, Vorname unbekt. geb. etwa 1905, Stabsintendant, B/14306 S.

Danzig: die Angehörigen von Arendt, Jonny, geb. etwa 1920, evangelisch Tischler Obergefreiter bei der 8. Kompanie Jäger-Regiment 741, B/14006 S.

Danzig-Ohra: die Angehörigen von Groß, Willi, geb. etwa 1925, ledig, evangelisch, Posthilfsarbeiter, Gefreiter bei der 6. Kompanie Artillerie-Regiment 265 B/14363 S.

Danzig: die Angehörigen von Müller Kurt geb. etwa 1895, Studienrat, Angehöriger des Wehrbezirks-Kommandos Bromberg, B/13674 S.

Dirschau: die Angehörigen von Piotrowsky, Franz, Geburtsdatum unbekannt, gefallen 19. 1. 1945 in Zedermann, B/14268 S.

Elbing: die Angehörigen von Seitz Albert, geb. etwa 1915, verheiratet, Sanitätsfeldwebel bei der Feldpostnummer 22929, B/14278 S.

vermutlich **Elbing:** die Angehörigen von Strauß Willy, geb. etwa 1915, verheiratet, Kraftfahrer, Wachtmeister, B/1426 S.

Marienburg: die Angehörigen von Krüger Erwin, geb. etwa 1910/11, verheiratet, Landarbeiter, Stabsgefreiter bei der Feldpostnummer 07466 G, B/13889 S.

Marienburg oder **Marienwerder:** die Angehörigen von Möske, Vorname unbekannt, geb. etwa 1920, verheiratet, Unteroffizier, B/14265 S.

Marienburg: die Angehörigen von Teege Karl, geb. etwa 1926/27, ledig, Kaufmann, gefallen 2. 2. 1945 in Schemlau, Kreis Kulen, B/13643 S.

Eltern suchen ihre Kinder

Tausende ostpreußische Eltern und Angehörige suchen noch immer ihre Kinder, die seit der Vertreibung aus der Heimat verschollen sind Wer Auskunft geben kann, schreibe bitte sofort an den K i n d e r s u c h d i e n s t H a m b u r g - O s d o r f, Blomkamp 51, unter Angabe von Namen, Vornamen, Geburtsdatum und Ort des Kindes sowie die gleichen Angaben der Angehörigen und ihre Heimatanschrift von 1939. Landsleute, helft mit, das Schicksal der Vermißten aufzuklären.

Aus **Königsberg**, Friesenstr. Wehrmachtangehörige aus Ost. 29, wird Ursula Junkereit, geboren am 14. März 1939, gesucht von ihrer Mutter Hedwig Junkereit, geboren am 26. Februar 1917. Die gesuchte Ursula Junkereit befand sich in Pflege bei Frau Emma Schmorr.

Aus **Mogahnen**, Kreis Samland, wird Heinz Launert, geboren 1941, gesucht von seinen Geschwistern: Horst Launert, geboren 1937, Gerda Launert, geboren 1942 und Ursula Launert geboren 1943.

Aus **Osterode**, ehem. Franz Seldtestraße 7, wird Bärbel Marquardt, geboren am 13. Mai 1938, gesucht von ihrem Großvater Paul Strick. Auch die Mutter, **Lina Marquardt**, geborene **Strick**, geboren am 25. Oktober 1913, wird noch vermißt. Die Gesuchten sollen sich auf dem Schiff „Vega" befunden haben.

Aus **Preußisch Holland**, ehemalige Erich Koch-Straße 26, wird Irma, Edelgard Fischer, geboren am 26. Juli 1936, gesucht von ihrer Mutter Anna Jakobsen, geborene Fischer, geboren am 10. Februar 1909. Die gesuchte Irma, Edelgard Fischer befand sich in Pflege bei ihrer Familie Hermann Krause.

Aus **Rothfließ**, Kreis Rössel, wird Agathe Hüttig, geboren am 24. März 1938, gesucht von ihrem Vater Richard Hüttig.

Aus dem Waisenhaus **Sonnenstuhl** bei Braunsberg, wird Käthe Scholz, geboren am 27. September 1942/1943, gesucht von ihrem Großvater Alfred Hirsch, geboren am 28. Februar 1882. Käthe Scholz befand sich angeblich noch 1948 im Waisenhaus „Sonnenstuhl". Wer war seinerzeit ebenfalls in diesem Waisenhaus und kann Auskunft über den Verbleib der Kinder geben?

Aus **Sulimen**, Kreis Lötzen, wird Klaus Grigo, geboren am 17. Februar 1943, gesucht von seinem Großvater Franz Grigo, geboren am 2. Juli 1898. Klaus wird mit seiner Mutter, Hildegard Hübner, geborene Grigo, geboren am 7. September 1924, vermißt. Mutter und Kind sollen am 27. Februar 1945 nach Danzig gekommen sein. Es wird vermutet, daß sie von dort aus versucht haben, mit dem Schiff nach dem Westen zu gelangen.

Aus **Stockheim**, Kreis Bartenstein, wird Brigitte Kallenbach, geboren am 26. Mai 1941, gesucht von ihrem Vater Ernst Kallenbach. Brigitte Kallenbach soll im März 1945 mit einem Kindertransport von Danzig nach Kopenhagen gekommen und dort in das Krankenhaus „Nordische Gesellschaft" eingewiesen worden sein.

Aus **Königsberg**, werden die Geschwister: Wolfgang Witt, geboren am 22. Oktober 1941 und Erwin Witt, geboren am 26. Oktober 1938, gesucht von ihrer Mutter Edith Witt. Die gesuchten Brüder Witt befanden sich zuletzt im Kinderheim in Ponarth und sollen von dort zu Pflegeeltern in die Umgebung von Königsberg gekommen sein.

Aus **Prosit**, Kreis Gerdauen, wird Elviera Borchers, geboren etwa 1940, gesucht von Arthur Melchner. Familie Borchers wohnte im November 1945 in dem Schulgebäude in Prosit, Kreis Gerdauen.

Aus **Prostken**, Kreis Lyck, Erika Dolenga, geboren am 29. Mai 1942, gesucht von ihrem Vater Johann Dolenga, geboren am 11. Juni 1904. Erika Dolenga wird seit dem 12. März 1945 nach einem Luftangriff auf Swinemünde vermißt.

Aus **Königsberg**, Unterlaak 11/12, wird Günther Lemke, geboren am 23. November 1943, gesucht von seinem Vater Walter Lemke. Günther soll nach dem Tode seiner Mutter im Jahre 1945, zu seiner Tante, Frau Frieda Mai, geborene Bastigkeit, früher wohnhaft in Arissau, Kreis Labiau, gekommen sein.

Aus **Königshuld I**, Kreis Tilsit, wird Erika Ebner, geboren am 10. Februar 1943, gesucht von ihrem Vater Erich Ebner, geboren am 6. Februar 1910. Erika war mit ihrer Mutter nach Deutsch-Wilten, Kreis Bartenstein evakuiert worden und ist seit der Flucht im Jahre 1945 vermißt.

Aus **Pagelshof**, bei Hohenstein, Kreis Osterode, werden die Geschwister: Margot Gorlinski, geboren am 7. November 1939 und Horst Gorlinski, geboren am 14. Mai 1938, gesucht von ihrem Bruder Reinhard Radzanowski. Auch die älteren Geschwister: Alfred, geboren am 27. April 1932 und Herbert, geboren am 6. Oktober 1933, sowie die Mutter: Wilhelmine Gorlinski, geborene Radzanowski, geboren am 7. Februar 1909, werden noch vermißt.

Aus **Parschwitz**, Kreis Samland, wird Adelheid Kottke, geboren im August 1941, gesucht von ihrer Tante Elli Kottke, geboren am 8. März 1920. Adelheid soll angeblich mit ihren Geschwistern Ursula und Dietmar Kottke 1946 mit einem Kindertransport von Königsberg nach Mitteldeutschland gekommen sein.

Aus **Auritten**, Kreis Heidekrug, wird Edith Guddat, geboren am 3. Juli 1941, gesucht von ihrer Mutter Anna Guddat. Edith ging auf dem Rückwege während der Flucht von Königsberg—Fuchsberg—Labiau verloren. Am Verlusttage war Edith Guddat mit einem hellblauen Krimmer- und einem schwarzen Mantel bekleidet. Ferner trug sie ein grüngrau kariertes Kleid. Edith hat blaue Augen und hellblondes Haar.

Aus **Bergau**, Kreis Samland, wird Brigitte Kraschewski, geboren am 21. September 1940 in Seepothen, Kreis Samland, gesucht von ihrer Tante Gertrud Schulz, geboren am 28. August 1919 in Bergau. Brigitte Kraschewski befand sich mit ihrer Großmutter Anna Hensel, geborene Wenk, geboren am 10. September 1884 in Maulen, Kreis Samland, bis zum 12. September 1946 in Löbgallen, Kreis Schloßberg/Ostpreußen. Am 12. September 1946 sollten sie von Löbgallen mit einem Lastwagen nach Königsberg gebracht werden. Seitdem werden Brigitte Kraschewski und ihre Großmutter, Anna Hensel, vermißt.

Aus **Condehnen**, Kreis Samland, werden die Geschwister: Jürgen Harder, geboren am 3. September 1941, Gerhard Harder, geboren am 12. Juli 1938 und Waltraud Harder, geboren am 29. September 1935, gesucht von ihrer Schwester Erna Harder, geboren am 12. Juli 1929.

Aus **Groß-Kosel**, Kreis Neidenburg, wird Günther Rutkowski, geboren am 2. August 1939, gesucht von seinem Vater Paul Rutkowski. Günther kam mit seiner Tante Bertha auf der Flucht bis Greifenberg/Pommern. Sie saß auf einem Militärwagen, der sich mit einer Schwester des Deutschen Roten Kreuzes war.

Aus **Johannisburg**, Fischerstr. 7, wird Klaus Morzek, geboren am 13. April 1943 in Johannisburg, gesucht von seinem Bruder: Hans Fiedler, geboren am 9. Mai 1923. 1947 wurde Klaus mit seiner Mutter Auguste Morzek, geborene Fiedler, geboren am 31. Juli 1899, in Matzkeim, Kreis Bartenstein gesehen.

Aus **Königsberg**, Bachweg 33, später Buddestr. 14, wird Heidrun Schmidt, geboren am 3. Juni 1941 in Königsberg, gesucht von ihrer Mutter Elsa Schmidt, geboren am 15. Juli 1915 in Königsberg. Heidrun Schmidt befand sich bei ihren Großeltern Gustav und Elisabeth Hinz in Königsberg, Buddestraße 14. Sie wurden zuletzt in einem Treck in Ludwigsort, Kreis Heiligenbeil/Ostpreußen gesehen. Heidrun war bekleidet mit einem schwarzen Mantel, einer dunkelblauen Gamaschenhose, einer roten Strickmütze mit weißem Fellbesatz oder mit einer blauen Strickmütze. Sie hat braune Augen und blondes Haar, die Ohrläppchen sind kurz und angewachsen.

Aus **Königsberg**, Clausewitzstraße, wird Norfried David, geboren am 9. Juli 1942, gesucht von seinem Großvater Walter Schultz, geboren am 30. Juni 1895. Die Mutter von Norfried, Ursula David, geboren am 11. Februar 1919 und die Großmutter, Martha Schultz, geborene Wegner, geboren am 3. Oktober 1896, werden ebenfalls noch gesucht. Die Gesuchten sollen angeblich im August 1945 versucht haben, Berlin zu erreichen.

Königsberger Neue Zeitung
EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER
Nummer 5 Ausgabe B der Ostpreußen-Warte Mai 1960

Was ist aus Deutschlands Jagdparadies geworden?

Die freilebende Tierwelt im heutigen Ostpreußen

Die Provinz Ostpreußen hatte, als sie noch von Deutschen besiedelt und verwaltet war, einen guten, den Verhältnissen der Land- und Forstwirtschaft angepaßten Wildbestand. Überhaupt waren Fauna und Flora dieses Landes von einer bemerkenswerten Vielfältigkeit, die kein anderer Landstrich in Preußen oder Deutschland aufzuweisen in der Lage war.

Erinnern wir uns: nicht nur Elch, Hirsch, Damschaufler, Reh und Keiler zogen hier ihre Fährten, auch Luchs und Adler, Schneehase und Uhu, Biber und Rabe, Kranich und Waldstorch waren in freier Wildbahn erhalten geblieben. Als große Seltenheit in deutschen Landen stand im „Deutschen Elchwald" am Kurischen Haff noch das stärkste deutsche Wild, der Wisent.

Als im Jahre 1945 die Russen das nördliche, die Polen das südliche Ostpreußen unter ihre Verwaltung stellten, erlebte nicht nur die Land- und Forstwirtschaft, die Fischerei und Viehwirtschaft einen Niedergang, wie er in der wechselvollen Geschichte der Agrar-Provinz Ostpreußen noch nie zur verzeichnen gewesen ist, sondern auch das Wild, ja die ganze freilebende Tierwelt hatte schwere und schwerste Schäden zu überwinden. So sind verschiedene Arten in einzelnen Gebieten fast völlig ausgerottet worden.

Wisente gibt es in Ostpreußen nicht mehr.

Von den rund 1200 Stück Elchwild (1939) der Regierungsbezirke Gumbinnen und Königsberg standen im „Reichsnaturschutzgebiet Deutscher Elchwald" rund 500 Stück, in den übrigen staatlichen Forstämtern rund 290 Stück und in Privatrevieren rund 410 Stück. Nach 1945 wurden im nördlichen, zur Zeit von den Russen besetzten Teil Ostpreußens, nur ein sehr geringer Bestand festgestellt. In den letzten zehn Jahren hat sich aber der Bestand durch ganzjährige Schonung weitgehendst erholt, zumal noch eine starke Zuwanderung von Elchwild aus dem baltischen Raum zu verzeichnen ist. Im südlichen, zur Zeit von den Polen besetzten Teil der Provinz Ostpreußen, ist das Elchwild aus den Forsten um Augustow über die „Elch-Forst" Rajgrod in die Johannisburger Heide und weiter in nördlicher Richtung in den Stablack eingewechselt (nach Forstmeister Treffke). Während im Stablack schon immer ein geringer Bestand an Elchwild vorhanden war, stand in der Iohannisburger Heide bis zum Jahre 1945 kein Elchwild.

Die in alter Welt bekannten kapitalen Hirsche des fast 25 000 Hektar großen Oberforstamtes Rominter Heide gehören der Vergngenheit an. Es gibt geringe Rotwildbestände im Stablack und in Masuren. Das Damwild ist vollkommen ausgerottet worden. Rehwild ist in einzelnen Bezirken vorhanden, aber auch nur in geringen Beständen, die noch durch die aus Rußland eingewechselten Wölfe dauernd verringert werden. Nach neuesten polnischen Schätzungen gibt es heute allein im Landesteil Masuren etwa 200 Wölfe, die natürlich den dortigen Wildbeständen große Verluste beigebracht haben.

Erheblich vermehrt und zu einer Plage für die Landwirtschaft ist das Schwarzwild geworden. Obwohl die Schwarzkittel von den Forstbeamten und Bauern ständig verfolgt werden, nehmen die Bestände dauernd zu. Allerdings haben nur wenige Bauern Gewehre, die meisten versuchen es mit Fallgruben und starken Drahtschlingen. Jetzt hat die polnische Armee mehrere Scharfschützen-Einheiten zur intensiven Bejagung des Schwarzwildes eingesetzt, um die überhandnehmenden Wildschäden auf den Staatsgütern zu verringern.

Wegen des ständigen Fleischmangels wird natürlich viel gewildert. Vor allem Hasen und Kaninchen werden auf dem Schwarzen Markt in Allenstein und anderen Orten häufig angeboten. Der Preis beträgt etwa 100 bis 120 Zloty, für dortige Verhältnisse ein Spottpreis.

Seit dem Jahre 1956 können sich auch Privatleute einen Jagdschein lösen. Sie müssen eine sehr hohe Jagdscheingebühr bezahlen und sich einem Jagdverband anschließen. Jagdwaffen und Munition werden an Jagdscheininhaber frei verkauft. Es gibt Jagd- und Schonzeiten, auch so etwas wie einen Abschußplan für Schalenwild, nur — wo kein Kläger ist, gibt's auch keinen Richter.

Trotzdem sich Habicht, Sperber und Bussard erheblich vermehrt haben und auch Krähen, Elstern und Häher in Massen auftreten, ist der Niederwildbesatz nicht schlecht, vor allem Hasen, Kaninchen und Enten gibt es genug. Die schwarzen Eichhörnchen, die früher in Ostpreußen nur sehr selten auftraten, sollen sich jetzt stark vermehrt haben. Auch Fuchs und Dachs, Baum- und Steinmarder sowie Iltis und Wiesel sind häufig vertreten. Reb- und Haselhühner gibt es in geringer Zahl, Birkwild und Fasane kaum.

Mehrere Biberkolonien sind erhalten geblieben, vor allem in Masuren im Raum Kuiditten/Elditten am Gilbingsee.

Aus der Warschauer Landwirtschaftszeitung „Gromada-Rolnik Polski" (Die Dorfgemeinde — Der polnische Bauer) und aus der Allensteiner Zeitung „Warmia i Mazury" (Ermland und Masuren) ist zu entnehmen, daß die Fisch- und Krebsbestände in den Masurischen Seen und im Frischen Haff fast völlig vernichtet sind. Seit 1951 liefert nur noch die Fischerei-Genossenschaft Nikolaiken, die rund 25 000 Hektar Wasserfläche in Masuren bewirtschaftet, Krebse auf den Markt. Die Erträge sanken von 3450 Kilogramm im Jahre 1951 auf 958 Kilogramm im Jahre 1955. Im Jahre 1956 konnten nur noch 150 Kilogramm abgeliefert werden.

Als Ursache werden die zunächst erfolgte Raubfischerei mit Sprengstoff, danach das sinnlose Ausstreuen von Kunstdünger und Chemikalien zur Schädlingsbekämpfung auf die Uferböschungen, sowie die starke Behinderung der Fischerei durch Treibholz angegeben. Durch das Einleiten von Industrieabwässern in die Seengebiete ist auch der letzte Rest vernichtet worden.

Nicht viel besser sieht die Fischerei auf dem Frischen Haff aus. Die von den Polen angesiedelten 430 Fischer haben im Jahre 1955 nur insgesamt 927 Tonnen Fische gefangen. Die Fischerei-Genossenschaft von Tolkemit fing im Jahre 1955 noch 120 Tonnen Heringe, im Jahre 1956 jedoch nur noch 40 Kilogramm.

Lothar Mosler-Boehm



Äsender Elch Foto: OW-Archiv

Bedeutende Königsberger Kaufleute

FRANZ THRAN

Um die Wende des 20. Jahrhunderts ragt als bedeutendster Kopf unter den Königsberger Exporteuren Franz Thran in Firma Holldack & Thran hervor. Durch seinen Weitblick und seine große Arbeitskraft hatte er sich nicht nur in der Kaufmannschaft, sondern auch im Gemeinwesen zu einem der führenden Männer seiner Zeit emporgearbeitet. In seiner biederen, überlegt langsamen, ungekünstelten, ruhigen Art und durch seinen langen wallenden Bart hatte er etwas Patriarchalisches an sich und genoß auch in der Königsberger Kaufmannschaft ein derartiges patriarchalisches Ansehen. Die russischen Juden, die damals viel zum Anbieten ihrer Ware nach der Königsberger Börse reisten, nannten ihn nie anders als „Der Rabbi", womit sie ihre Ehrfurcht vor diesem Manne Ausdruck geben wollten.

Er war der erste, der seine Speicher mit maschinellen Einrichtungen zum Ent- und Beladen versah, d. h. mit Elevatoren zum Ausladen aus den zugeführten Waggons und mit Verladebrücken und Schnecken zum Beladen der ausgehenden Dampfer. Die Sackträger, die bisher ausschließlich durch ihre Hände Arbeit das Be- und Entladen besorgt hatten, fürchteten, durch die Maschinen um ihr Brot zu kommen. Sie sahen es daher als ein Gottesurteil an, als sich Franz Thran, als er seine neuen Maschinen zum ersten Mal anließ, dabei den Arm brach.

Thran war der erste Hülsenfruchtkaufmann, der die noch nicht lange erfundenen Trieure der Linsensortierung durch kleine Änderungen des Mechanismus dienstbar machte. Dadurch konnten die bisher unsortiert in den Handel gebrachten russischen Linsen nunmehr in gleichmäßigen nach Millimeter gesonderten Sorten angeboten werden. So geringfügig diese Idee auf den ersten Blick zu sein schien, so gewaltig wirkte sie sich auf den Handel von Königsberg aus. Die ganze Welt wollte nun nur noch so genannte Königsberger Linsen kaufen. Man war in der Lage, infolge für diese sortierte Ware höher erzielten Preise auch höhere Preise bei dem Einkauf der unsortierten Linsen zu zahlen. Das aber zog die gesamte riesige Linsenproduktion Rußlands nach Königsberg, unter Ausschaltung der Konkurrenzhäfen wie Libau, Riga, Odessa, Nikolajew usw., so daß Königsberg bald den Weltruf als größten Stapelplatz für Linsen gewann. Es wußte ihn bis zum 1. Weltkrieg zu behaupten und gab damit vielen önigsbergern Brot und Lohn.

Franz Thran war auch der erste, der den zu Anfang dieses Jahrhunderts immer mehr in die Reihen der Sackträger und Speicherarbeiter eindringenden gewerkschaftlichen Bestrebungen Halt gebot, indem er den Verein der Königsberger Getreidehändler gründete, dessen erster Vorsitzender er bis zu seinem Tode war. Durch sein humorvolles, mitunter drastisches, aber offenes und ehrliches Handeln und Auftreten den Gewerkschaften gegenüber hat er manchen drohenden Streik zu Gunsten aller Beteiligten abgewendet.

Auch in der Stadtverordnetenversammlung hörte man gern auf sein Wort, und ihm ist der großzügige Ausbau des Innenhafens sowie der Neubau der 6 von den 7 Pregelbrücken zu danken, die bis Ausgang des Jahrhunderts noch durch Handbetrieb geöffnet wurden und den Hafenverkehr sehr behinderten. Es ist daher kein Wunder, wenn nach seinem Tode sein Bild als das einzige eines Königsberger Kaufmanns einen Platz in der Börse fand. Der Gedenkstein seines Grabes auf dem Gemeindefriedhof zeigt ein stolz in die Ferne segelndes Schiff: Sinnbild seines Lebens.

RICHARD POSSELDT

Sein Bild hat einen verdienten Ehrenplatz im Stadtgeschichtlichen Museum erhalten. Posseldt war ursprünglich Getreideexporteur, wandte sich jedoch wegen fehlender Erfolge danach dem Getreide-Agenturgeschäft zu. Er wurde einer der bedeutendsten in diesem Fach und ist der einzige Getreideagent, dem durch das Vertrauen der Königsberger Kaufmannschaft die höchste Würde anvertraut wurde, die sie zu vergeben hatte: er war eine Reihe von Jahren Obervorsteher.

Posseldt wirkte revolutionierend auf den ganzen Hafenbetrieb von Königsberg, der sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in der Hauptsache im Innenhafen abspielte, als er seine Ideen in die Tat umsetzte. Anfangs erschien es vielen wie der Gedanke eines Wahnsinnigen, als er die vier größten Getreideexporteure, v. Gizycki & Schröter, Ernst Castell, Baer & Beumelburg, C. Glitzki, denen sich der bisherige Getreideagent Max Pirsch anschloß, dafür zu interessieren wußte, ihre alten und veralterten Speicherbetriebe auf der Lastadie und der Vorstädtischen Seite aufzugeben und die Mittel zum Bau eines großen Lagerhauses bereitzustellen. Dieses wurde dann etwa 5 km vor den Toren der Stadt auf grundlosen, morastigen Pregelwiesen erbaut und mit den neuesten Reinigungs-, Entlade- u. a. Maschinen nach dem Muster der großen südwestdeutschen Lagerhäuser am Rhein ausgerüstet.

Dem Lagerhaus stand eine Direktion vor, die allein die Bewirtschaftung der ihr anvertrauten Läger übernahm und dafür ihre Gebühren erhob, so daß die einzelnen Firmen nun nichts mehr mit Arbeitern, Grundstücken usw. zu tun hatten, sondern nur ihre Anweisungen bzgl. Ent- und Verladung, Reinigung und Bearbeitung des Getreides zu geben hatten. Wie weitblickend Richard Posseldt dieses gewaltige, noch nach 50 Jahren als das größte auf dem Kontinent geltende vielstöckige Gebäude auf den richtigen Platz gestellt hatte, beweist die Tatsache, daß sich um dieses herum nicht nur verschiedene große Industriewerke angesiedelt hatten, wie die neue Zellstoffabrik, die Spulchenfabrik, die Waggonfabrik Steinfurt, die Union-Schiffswerft, sondern daß auch der großzügige neue Hafen, der im 1. Weltkrig begonnen wurde, sich dem Lagerhaus gegenüber beckenartig nach dem Bremer Vorbild mit großen neuen Lagerhäusern immer mehr und mehr ausgedehnt hat.

Auch die neben dem Lagerhaus sich erhebende große Königsberger Walzmühle ist auf Posseldts Initiative zurückzuführen. Er kam nämlich auf den Gedanken, daß die großen Mengen von Roggen, die am Ende des vorigen Jahrhunderts auf ihre Durchfuhr von Rußland nach Finnland den Königsberger Hafen berührten, besser ausgenützt würden, wenn man sie hier schon vermahlte, das Mehl exportierte und die Kleie der einheimischen Landwirtschaft zuführte. Aus dieser Idee heraus entstand die wohl überhaupt größte Roggenmühle, die jemals gebaut wurde.

Dr. R. Pawel

Die Korporation der Königsberger Kaufleute

Nach der Aufhebung der Zünfte war diese Vereinigung der Königsberger Kaufleute am 25. April 1823 gegründet worden. Der von ihr gewählte Vorstand aus 15 Mitgliedern hieß das Vorsteheramt der Königsberger Kaufmannschaft. Die Inhaber der in dieser Korporation zusammengeschlossenen Firmen, — an ihre Aufnahme wurden bestimmte, strenge Voraussetzungen geknüpft —, hatten das Recht, je nach Umfang ihres Geschäftsbetriebes Börsenbesucherkarten für die zur Abwicklung ihrer Geschäfte an der Börse bestimmten Personen anzufordern. In erster Linie betraf das diejenigen jungen Leute, die mit der Expedition der Ware, ihrer Verzollung usw. zu tun hatten.

Bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches hatte die Korporation der Königsberger Kaufleute ihr eigenes Seehandelsgericht. Für dieses war in den oberen Räumen der 1870 bis 75 neu erbauten Börse ein imposanter Saal mit entsprechenden Nebengemächern eingerichtet. Das Gericht wurde von einem von der Korporation angestellten Juristen geleitet, und die beisitzenden Kaufleute trugen den pompösen Titel eines Commerz- und Admiralitätsrates. Sie waren aber in Wirklichkeit nichts anderes als die späteren Handelsrichter des Bürgerlichen Gesetzbuches. Mit dessen Inkrafttreten wurden die Handelsgerichte den ordentlichen Gerichten unterstellt und tagten nunmehr im Gerichtsgebäude. Die Büroräume des alten Seehandelsgerichts aber wurden dann in die Büros der Industrie- und Handelskammer umgebaut.

Wolfgang Federau / Zum 10. Todestag des Dichters am 18. Mai

Auf einer Schriftstellertagung in Danzig, zu der aus dem Reich viele namhafte Autoren erschienen waren, kam ich auch mit Wolfgang Federau, dem damals schon sehr erfolgreichen Erzähler und Lyriker, in näheren fruchtbaren Gedankenaustausch. Dabei stellten wir fest, daß wir beide ehemalige Johanniter waren. Wir hatten in unserer alten Penne, zwar durch einige Klassen voneinander getrennt, dieselben Bänke gedrückt, dieselben Lehrer gehabt, die gleichen Streiche vollführt, die gleichen Freuden und Leiden einer neunjährigen Pennälerzeit durchgemacht, und schließlich hatten wir beide mit dem gleichen Stolz auch den roten Stürmer, die Abiturientenmütze der Johanniter, getragen. Schon das gemeinsame Schulerlebnis wår dazu angetan, das kameradschaftliche Band von Mensch zu Mensch zu knüpfen, das dann noch durch die gemeinsamen schriftstellerischen Interessen verstärkt wurde. Wir gedachten unseres hochverehrten Direktors, eines hochangesehenen alten Schulmannes, was uns Schüler jedoch nicht daran hinderte, ihm den wenig respektvollen Spitznamen „Blubbereit" zu geben; denn es war für uns nicht immer leicht, seine Worte, besonders wenn er mal unseren Englischlehrer vertrat, zu verstehen, da er sie in seinen weißen Schnauzbart murmelte. Daß er auch ein Dichter von Gottes Gnaden war, erfuhren wir sangesfreudigen Jungen immer dann, wenn wir im Sommer unseren einzigen großen Schulausflug in die herrliche Umgebung unserer Vaterstadt machten, wobei wir dann aus Leibeskräften das von ihm gedichtete Johanniterlied sangen: „Sankt Johann kühn voran, durch die Auen, durch den Tann."

In gehobener Stimmung ließen wir alle unsere Lehrer Revue passieren, alle imponierenden Männer der Wissenschaften und schönen Künste, streng, aber gerecht, deren Herzensgüte am Ende doch immer so manchem armen Sünder und Faulpelz half, wenn er in die Skylla und Charybdis der Versetzungsprüfungen geriet, ganz zu schweigen von den Reifeprüfungen, an deren Klippe nur selten mal ein Unglückswurm scheiterte. In seinem autobiographischen Roman „Versunkene Gärten" erzählt Federau von solchen Schülerstreichen.

Einige Male noch setzten wir nach dieser inhaltsreichen Begegnung unsere Gespräche während des Krieges fort, dann hörte ich lange nichts mehr von ihm. In dem gewaltigen Inferno, das über unsere Vaterstadt Danzig hereinbrach, verloren sich unsere Spuren. Aber die Schicksalswege sind oftmals eigenartig und rätselvoll. Uns beide nämlich verschlug das Schicksal nach Lübeck. Bei der Nähe unserer Wohnungen kamen wir öfters zusammen, und nun erst gewann ich einen vollen und nachhaltigen Eindruck von seiner menschlichen und dichterischen Persönlichkeit. Deshalb steht heute vor mir das scharf gezeichnete Charakterbild eines ungemein fleißigen, klugen, wissensreichen, hilfsbereiten, gütigen Mannes, aber auch eines unerbittlich scharfen Kritikers und Skeptikers, der neben feinen Humor und treffsicherer Ironie ebenso ausgeprägte Züge von kaustischem Witz und Sarkasmus zeigte.

Niemals war die Unterhaltung mit ihm langweilig, sie war immer außerordentlich anregend und fruchtbar. In den wenigen Jahren nach dem Kriege, die ihm noch zu leben vergönnt waren, verband uns eine gute Kameradschaft. In jenen äußerlich kümmerlichen Verhältnissen, in denen wir beide damals leben mußten, gedieh das ernste Gespräch über die Künste und Wissenschaften, über Gott und Welt und oftmals auch über den Tod, über den er nun in Vorahnung des bald ihm Nahenden immer nachdenklicher und grüblerischer sprach. So manches der in jener Zeit der Not entstandenen Gedichte drückt seine Einstellung zum Tode aus.

In den damals niedergeschriebenen Gedichten, den schönsten und tiefsten, die er jemals geschaffen hat, in denen seine Sehnsucht nach der verlorenen Heimat, seine Liebe zu seiner an Schönheit reichen Vaterstadt Danzig ergreifend zum Ausdruck kommt, bekam das armseligen Leben des aller irdischen Güter Beraubten den unverlierbaren Glanz, den nichts zerstören kann, auch der Tod nicht. Und in diesem warmen Licht einer guten geistigen Gemeinschaft blühte sein befreiender Humor, den er jedem reichlich zuteilte, der ihn damals in seinem Dichterstübchen besuchte, an Freunde, die aus der Heimat vertrieben wie er, manchmal von weit her kamen, um das Fluidum seiner stark ausstrahlenden Persönlichkeit auf sich wirken zu lassen. Und wenn seine Ironie und manchmal auch sein scharfer Sarkasmus aufblitzten, so wußte ich nun, daß er damit niemand kränken oder gar boshaft verletzen wollte; sie waren die Protuberanzen seines energiegeladenen Geistes.

Das zündende Feuer dieses denkwürdigen Kopfes ist versprüht. Über seinem Grab ist Schweigen. Mitten aus fruchtbarstem, unermüdlichem Schaffen wurde er schon mit 56 Jahren durch eine tückische Krankheit gerissen. Er hatte noch den zweiten Teil seiner groß angelegten Trilogie eines Heimatromans „Glück und Untergang einer Stadt" beenden können und bereits Skizzen für den dritten Teil gemacht. Während er in der Heimat hauptsächlich als unterhaltsamer Plauderer, als Meister der Kurzgeschichte und als realistischer Erzähler von historischen Begebenheiten hervortrat (er hatte auch eine Komödie „Die fixe Idee" geschrieben, die zu seinem 50. Geburtstag in Graudenz uraufgeführt wurde), brach nach dem Kriege, hervorgerufen durch das schwere leidvolle Schicksal der Vertreibung aus der Heimat, unerhört reich der lyrische Quell seines Dichtertums hervor. Überall zerstreut in Tageszeitungen und Zeitschriften, auch in Anthologien erschienen seine schönsten Gedichte und fanden gute Aufnahme. Leider hat sich bisher noch kein Verlag dazu entschließen können, aus den drei in sich abgeschlossenen Sammlungen ernster Gedichte, die der Dichter selbst noch zusammengestellt und die er dann noch durch einen weiteren Band humoristischer Gedichte ergänzt hat, das Beste auszuwählen und in einem Buche zahlreichen Freunden seiner Dichtungen zugänglich zu machen.

Außer dem ersten Teil der oben erwähnten Roman-Trilogie „Versunkene Gärten", der 1949 im Druck erschien, veröffentlichte die Heimatzeitung „Unser Danzig" als Erstdruck seinen Kriminalroman „Die Akten Strotta". Lesenswert sind auch seine drei in der Biographischen Jugendreihe des Olympia-Verlages, Nürnberg, 1949 erschienenen Bändchen „Nikolaus Kopernikus", „Ignaz Semmelweis" und „Die Gebrüder Wright".

Man wird am Ende einer Lebens- und Schaffensbetrachtung die Frage stellen: Was bleibt? Gerade als Wolfgang Federau in der dichterischen Aussage seiner Lyrik stärkste Verdichtung zum menschlich Allgemeingültigen erreicht hatte, wurde er von diesem Erdendasein abberufen. Die höchste Vollendung hat er nicht mehr erreichen können. Immerhin bleibt aus seiner letzten Schaffensperiode so viel dichterische Substanz, daß sie stark genug ist, den Toten noch lange zu überdauern. In dem getreu bewahrten Kulturgut aus unserer ostdeutschen Heimat wird auch so manches Werk des Dichters Wolfgang Federau fortleben und immer wieder zu uns Ostdeutschen sprechen, vor denen er nicht müde wurde, die Schönheit und den Reichtum unserer unvergeßlichen Heimat auszubreiten.

Franz Erdmann

Max Block 70 Jahre alt

Das Wort von den Stillen im Lande ist seit langem so abgegriffen, daß man es nur ungern in den Mund nimmt. Wenn es je auf einen Menschen zutraf, dann auf unseren Königsberger Kunstmaler Max Block, der nicht nur ein Stiller, sondern der Stillste aller Schaffenden an unserer Königsberger Kunstakademie war. Wenn man an ihn zurückdenkt, kann man ihn sich nur als einen sehr einsamen Menschen vorstellen. Er gehörte keiner Richtung der damaligen Zeit an. Den lärmenden Ismen aller Art ging er weit aus dem Wege. Man sieht in der Erinnerung einen Mann und Maler, der nicht in der Gegenwart lebte, sondern Jahrhunderte zurück, in der Romantik. Romantisch sah er die Menschen, die er malte, romantisch waren seine Kompositionen. In romantischer Verzauberung sah er die Landschaft seiner Heimat. Mythos und Märchen lebten in seinen Waldbildern. Er ging noch mit Riesen und Zwergen, mit Elfen und Nixen um, weil all das auch in seinem Gemüte lebte.

Wie Richard Pfeiffer, der Königsberger Akademieprofessor, war Max Block ein religiöser Mensch, was sich auch in seiner Kunst bewahrheitete. Die evangelische Kirche in Heilsberg besaß die Gestaltung des Abendmahls von ihm.

Max Block hat kein leichtes Schicksal gehabt. Schon früh entriß ihm der Tod seine ihm innerlich sehr verbundene Frau. Der Krieg raubte ihm seinen einzigen Sohn. Er selber kämpfte als Volkssturmmann die schweren Kämpfe um seine Heimatstadt Königsberg mit. Krank und verwundet kam er in den Westen. In der neuen Hamburger Heimat traf ihn eine rechtsseitige Lähmung, die ihn eine zeitlang fast verzweifeln ließ. Aber mit einer verbissenen Energie, die man dem stillen Mann kaum zugetraut hätte, unternahm er es schließlich, mit der linken Hand zu malen. Es gelang. Und so wurde auch Max Block einer von denen, die schwerstes Leid in sich überwanden und zu schöpferischem Lichte wandelten. Alle, die Block kannten und kennen, werden ihm heute im Geiste herzlich die Hand drücken!

Fritz Kudnig

Max-Halbe-Zimmer

In der Münchener Stadtbibliothek wurde, nachdem vor einiger Zeit der Nachlaß des Dichters erworben werden konnte, ein Max-Halbe-Zimmer mit Erinnerungen an den westpreußischen Dichter und seine künstlerischen und geistigen Beziehungen zu großen Zeitgenossen eingerichtet.

Kulturelle Nachrichten

Prof. Dr. Wilhelm Ebel neuer „Bohnenkönig"

Zu ihrem traditionellen „Bohnenmahl" trat die „Gesellschaft der Freunde Kants", die auf die Tischrunde des berühmten Königsberger Philosophen zurückgeht und nach ihrer Vertreibung aus Königsberg jetzt in Göttingen ansässig ist, am 22. April in der niedersächsischen Universitätsstadt zusammen.

Die Jahresversammlung, welche von Prof. Dr. Wittram in Vertretung des auf einer Gastprofessur in den Vereinigten Staaten weilenden „Bohnenkönig" Prof. Dr. Hubatsch geleitet wurde, gedachte zu Beginn der Sitzung ihres verstorbenen Mitgliedes Prof. Dr. Karl Andrée. Die „Bohnenrede" von Prof. Dr. Hubatsch, die verlesen wurde, beschäftigte sich mit den Beziehungen zwischen dem Freiherrn vom Stein und dem Werk Immanuel Kants.

Sodann ermittelte die Gesellschaft nach altem Brauch ihren neuen „Bohnenkönig" durch das „Bohnenmahl", bei dem alle Teilnehmer von einer Torte essen, in der sich eine Bohne befindet. Wer die Bohne erhält, ist Vorsitzender für das laufende Jahr. „Bohnenkönig" für das Jahr 1960/61 wurde der Göttinger Rechtshistoriker Prof. Dr. Wilhelm Ebel. „Minister" wurden Pastor Dr. Hans Loof, Egestorf bei Hannover, und Dr. Graf von Borcke-Stargordt, Bad Driburg.

Zwei ostdeutsche Preise der „Künstlergilde"

Die Künstergilde e. V., Verband der heimatvertriebenen Kulturschaffenden, hat für das Jahr 1960 zwei große Preise ausgeschrieben: Den zum vierten Male zu verleihenden, in diesem Jahr auf 10 000 DM aufgestockten „Ostdeutschen Schrifttumspreis", der neben einem Hauptpreis auch Förderungspreise enthalten soll. Er ist für Arbeiten (Prosa, Lyrik, Drama oder Essay) bestimmt, die nach dem 1. Januar 1956 im Druck erschienen sind und „in gültiger Weise den deutschen Osten oder die Begegnungen zwischen Deutschen und den Nachbarvölkern im Osten behandeln". Der zweite Preis besteht in dem erstmalig zu vergebenden „Ostdeutschen Musikpreis" in Höhe von 4000 DM.

Über die Verleihung der beiden Preise entscheiden vom Vorstand der Künstlergilde berufene unabhängige Preisgerichte. Die Preisträger beider Ausschreibungen werden am 15. September verkündet. Die Überreichung erfolgt am 7. Oktober anläßlich einer Festsitzung.

Ausstellung Prof. Eduard Bischoff

Am 30. April wurde in Mannheim im Jugendzentrum des CVJM (Mannheim, K 2, 10—11) eine Ausstellung mit Graphik, Gemälden und Aquarellen des 1959 mit dem Ostpreußischen Kulturpreis ausgezeichneten Malers Prof. Eduard Bischoff eröffnet. Sie wird als erste Ausstellung in der Reihe „Lehrer der Jugend" bis einschließlich 27. Mai gezeigt. Besichtigungszeiten täglich von 10—12 und von 15—19 Uhr.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

Als nach dem zweiten Thorner Frieden (1466) das Weichselland unter polnische Oberhoheit geriet, bestanden die dort nach Kulmischem Recht gegründeten deutschen Bauerndörfer schon über 200 Jahre. Einst waren die Vorväter, dem Ruf der Werber des Ordens folgend, in langen Trecks und mit nur wenig Habe aus Mittel- und Norddeutschland gen Osten gezogen, oft angeführt von jungen Adligen. In der alten Heimat in unfreier Hörigkeit leben, war den Menschen der Abschied nicht allzu schwer gefallen, winkten ihnen doch Freiheit und eigener Landbesitz.

Sie wurden nicht enttäuscht. Nach der auf Magdeburgischem Recht beruhende „Kulmischen Handfeste", die Hochmeister Hermann von Salza am 28. 12. 1233 verkündet hatte, erhielt jeder Neuankömmling ein bis zwei Hufen Land gegen geringen Zins zu freiem Eigentum. Von der ihnen auferlegten unentgeltlichen Arbeit von sechs Tagen im Jahr für den Orden (Erntehilfe, Wegebau usw.) konnten sie sich loskaufen; was dann auch ganze Dorfschaften getan haben. Nur der „Platendienst" blieb Pflicht, d. h. militärische Hilfe im Kriegsfalle mit eigenem Pferd, leichtem „Gewaffen" und leichtem Panzer (Platen). Sonst lebten die „Köllmer", wie man die Siedler nannte, als freie Herren auf eigener Scholle und hatten es durch Generationen zu Wohlstand gebracht.

Das zunächst für das Kulmer Land geltende „Kulmische Recht" wurde schließlich bis zum Memelstrom ausgedehnt und fand auch auf loyale Preußen Anwendung. So erhielten z. B. 1312 der Schalauer Schwen und dessen Bruder Sawalde je zwei Haken Land (1 Haken = 50 Morgen) unweit der längst versunkenen Burg Wenkisken am Memelstrom geschenkt. 1313 ein gewisser Rochstin einen Haken Land. Die Neusiedlung hieß Schwenlauken (Land des Schwen). Sie war der Grundstein sowohl des heutigen Dorfes Weynothen bei Tilsit als auch der reichen Tilsiter Niederung, deren Bauern sich noch immer stolz „Köllmer" nannten.

Im ersten Teil regelte das „Kulmische Recht" die Verwaltung der Städte durch den von der Landesherrschaft zu bestimmenden Rat gemeinsam mit dem hauptsächlich richterliche Funktionen ausübenden Schöffen, während der zweite Teil den Landbesitz im Ordenslande regelte. Für das von Niedersachsen besiedelte Küstengebiet bestand aber als Rechtsnorm das von Lübecker Siedlern eingeführte „Lübische Recht", nach welchem u. a. Elbing gegründet worden ist. Nach „lübischem Recht" lag das Stadtregiment allein in den Händen des von der Bürgerschaft gewählten Rates, war also nach heutigen Begriffen schon demokratisch. Als den einst von den pommerellischen Herzögen mit „lübschem Recht bewidmeten" Städten Danzig und Dirschau das „kulmische Recht" vom Orden aufgezwungen wurde, sind die freiheitlich gesinnten Danziger sehr erzürnt gewesen.

Ins Weichselland sind aber auch Kaufleute und Handwerker geströmt, und mit ihnen kamen auch viele vom ritterbürtigem Adel, denen es in der deutschen Heimat zu eng geworden war, zumal ihnen nebst einem großen Ablaß für die Ausrottung der heidnischen Preußen auch standesgemäßer Landbesitz versprochen worden war. Sie sind bald mächtige Grundherren geworden, wie beispielsweise der erste Ansiedler, der edle Herr Dietrich von Tiefenau, der einer alten Chronik zufolge am 29. 12. 1236 eine Quadratmeile Landes in der Gegend von Marienwerder verliehen bekam. Schenkungen ähnlichen Ausmaßes waren im 13. Jahrhundert keine Seltenheit.

Aber der deutsche Adel im Weichsellande hat es dem Orden schlecht gelohnt. Hatte er sich nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg (1410) nur zur Wahrung seiner Standesinteressen in dem ordensfeindlichen „Eidechsenbund" zusammengetan, so lief er jetzt fast einmütig in das polnische Lager über und begann eine höchst undeutsche Rolle zu spielen. Ohne Murren nahm der Adel die drückende Last der Dienstpflicht und des ungemessenen Reiterdienstes für die polnische Krone auf sich, obwohl ihn selbst die Polen deswegen geringschätzig ansahen. Es lockte ihn jedoch die ungebundene Freiheit der polnischen Standesgenossen und deren unbeschränkte Vorrechte, die nach einer gewissen Zeit auch den deutschen Adligen zugestanden wurden. Sie begannen nun nach polnischem Vorbild ihre Hintersassen zu unterwerfen und machten sie zu Leibeigenen, was ihnen während des strengen Ordensregiments verwehrt worden war. Nur die „köllmischen" Dörfer widerstanden der Willkür und behielten weiter ihre eigenen Schulzen. Sprache, Kleidung und Sitten des polnischen Kronlandes waren bald angenommen und, um die Polonisierung vollständig zu machen, letzten Endes auch polnische Familiennamen. Im Kreise Schwetz gab es z. B. 1684 keine deutschen Adelsnamen mehr. Die dort ansässigen Familien von Felden, Elsenau, Damerau, Kalkstein, Goldstein, Silberschwecht hießen jetzt Zakrzewski, Elzanowski, Dombrowski, Kossokowski, Oslowski und Laszewski. Alle waren sie längst treue Vasallen des polnischen Königs.

Danzig hat dagegen auch in jenen schweren Zeitläufen seinen deutschen Charakter und altererbten Bürgersinn bewahrt, obwohl die Stadt dem Orden nie freundschaftlich gesonnen war. Und die Danziger sind auch damals unternehmend genug gewesen, ihren am 27. 12. 1476 abgebrannten Artushof schöner denn zuvor wieder aufzubauen. „Do koufte der raht von alex schonawen das haus czu dem hoffe vnd maketen nye grvnde vnd muyrten den hoff ob der stad eygen vnkost." Über die feuchtfröhliche Einweihung Anno 1481 schrieb das Brüderbuch der St. Reinholdsbank des Artushofes: „In dem eyn vnd achzigsten jahr da quomen wir uff konig artus hoff czu trinken den irsten sontag in dem aduent, do wart in sunte Reynoldus bangk czu voite (Vögten) gekorn Austen Tyergarte vnd Hans Schoenaw, czu enem stadheld er vnd schreyber worn gekorn Claws Drageheym, Balczer Greue seyn geselle." Fast 500 Jahre hat der Artushof gestanden, bis auch er 1945 in Schutt und Asche versank.

In jedem Jahre vor Pfingsten gingen die Danziger vor die Tore der Stadt auf das große Feld am Hagelsberge, um dort das berühmte „Königsschießen" abzuhalten. Eine der ersten großen Festlichkeiten im neuen Artushofe ist die Einführung des neuen „Königs" in sein Amt gewesen, wozu die Bürger mit ihren Frauen geladen waren. Das Fest begann mit einem feierlichen „Hoftanz" und endete zu früher Stunde.

„Das Königsschießen" ist übrigens bis zuletzt eine der beliebtesten Volksbelustigungen im deutschen Osten gewesen. Es wird wohl kaum bekannt sein, daß diese schöne Sitte auf eine Verordnung des vortrefflichen Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351—1382) zurückgeht. Wie Winrich von Kniprode allgemein bestrebt gewesen ist, den im Lande herrschenden derben Sitten und Gebräuchen der aus allen deutschen Gauen zusammengewürfelten Neusiedler mildere, gefälligere Formen zu geben, so versuchte er auch, den Bürger zum Schutz seiner Stadt waffenfähig zu erhalten und ihn auf dieses große Ziel hinzulenken, ohne aber daß der kleine Mann darob erschrecken sollte. Entsprechend seiner freundlichen und fröhlichen Gemütsart gab dieser Grandseigneur unter den Hochmeistern deshalb dem Ernst kriegerischer Beschäftigung eine heitere Seite, kleidete sie in ein Spiel und „erfand" — wenn man es so sagen will — das „Königsschießen", das die Männer unbewußt im Waffengebrauch übte. Wenn man doch immer nur solche Herrscher gehabt hätte, wäre manche Geschichtsschreibung wohl anders ausgefallen. Jedenfalls hat der kluge Hochmeister die Psyche des Volkes genau gekannt.

Übrigens hat Winrich von Kniprode zu seiner Zeit die strengen Ordensregeln, trotz Widerstände der orthodoxen Ordenshierarchie, wesentlich gemildert; daß unter seinen Nachfolgern ein Sittenverfall begann, der schließlich zum Untergange führte, ist wahrhaftig nicht Schuld dieses großen Ordensfürsten. Es hat eben an Männern gefehlt, die sein Werk in seinem Sinne fortsetzen konnten.

Während der Regierungszeit Winrich von Kniprodes wurde u. a. auch die Windenburg am kurischen Haff erbaut. Dank seiner genialen Staatsführung erstreckte sich damals das Ordensgebiet bis nach Livland und umfaßte ein Areal von insgesamt 150 000 Quadratkilometern mit etwa 1 Million Einwohnern. Der Hochmeister hatte soviel Macht wie ein König eines europäischen Landes. Die Regierungszeit Winrich von Kniprodes wird deshalb mit Recht das „Goldene Zeitalter" des Deutschen Ritterordens genannt.

(Fortsetzung folgt)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Nützlicher Lorbeer

Von Wolfgang Federau

Einmal, vor einer Reihe von Jahren, erhielt ich in einer Stadt der uns jetzt entrissenen Heimat einen Lorbeerkranz. Es war der erste und bis jetzt einzige Lorbeerkranz, den ich je bekommen habe, und er wurde mir überreicht anläßlich der Uraufführung des ersten und bisher einzigen The-schrieben habe. Oder genauer und richtiger gesagt: das jene Bretter erreichte, die nach einer ebenso weit verbreiteten wie falschen Meinung die Welt bedeuten sollen.

Es war ein städtisches Theater, und Stadt und Intendant hatten es sich nicht nehmen lassen, den Verfasser des Stückes zu dessen Uraufführung mit ebenso feierlichen wie geziemenden Worten einzuladen. Es wäre mir unhöflich vorgekommen, dieser Einladung nicht zu entsprechen. Und so setzte ich mich an einem heiteren Vorfrühlingstag mit leichtem Frost und schönem Sonnenschein auf die Bahn, um meinem Schicksal — und dem meines Stückes — entgegenzufahren.

Der Bahnhof der Stadt lag ein wenig außerhalb, wie man es in unseren östlichen Provinzen des öfteren findet. Aber das tat nichts, denn man hatte mir ein Gefährt entgegengeschickt, einen Pferdewagen, eine etwas altertümlich anmutende Karosse, mit der man mich triumphierend einholte. Der Kutscher verriet mir nicht ohne Stolz, daß dieser Wagen früher einmal der letzten deutschen Kronprinzessin gehört habe. Aber ich glaube, das bezog sich nicht auf die Pferde. Pferde werden selten so alt.

Alles was kam, entsprach dann wohl den Gepflogenheiten bei derartigem Anlaß. Als der Vorhang nach Beendigung des letzten Aktes niederging, wurde ich, teils mit List, teils mit Gewalt, auf die Bühne geschleppt. Und ich war gerade im Begriff, ein paar verlegene und verwirrte Verbeugungen nach jener Richtung hin zu machen, wo ich, wie durch einen Nebel, das vielköpfige Ungeheuer „Publikum" sah, da trat der Intendant, der in meinem Stück auch eine der Hauptrollen gespielt hatte, auf mich zu und überreichte mir den eingangs erwähnten Lorbeerkranz.

Leider gibt es noch keine gedruckten Verhaltungsmaßregeln, die den Umgang mit Lorbeerkränzen leicht faßlich und allgemein verständlich beschreiben. So stand ich fassungslos — weil völlig unvorbereitet — vor dem umfangreichen, kompakten Ungetüm und wußte nicht recht, was ich damit anfangen sollte. Das Ding hatte ein stattliches Gewicht und behinderte meine Bewegungsfreiheit arg. Dies um so mehr, als nun auch noch die Schauspielerinnen und die Schauspieler, die durch ihre Kunst so wesentlich zum Erfolg des Stückes beigetragen hatten, nach meinen Händen griffen und mit mir zusammen die „Ovationen der begeisterten Menge" entgegennehmen wollten.

Kurz entschlossen legte ich den Kranz mir zu Füßen auf den Bühnenboden, sorgsam bemüht, während der nächsten Minuten nicht versehentlich darauf zu treten. Das wäre mir als ein böses Omen erschienen. Vom Zuschauerraum aus muß es ausgesehen haben, als stünde ich vor meinem eigenen Grab.

All die folgenden Stunden nun schleppte ich den Lorbeerkranz mit mir herum wie der Galeerensträfling seine Ketten. Schleppte ihn zu dem festlichen Empfang, den die Stadt den Bühnenkünstlern und mir ausrichtete, zu der Weinstube, in der sich nachher ein kleiner Kreis zusammenfand, schließlich in das Gästehaus der Stadt, in dem ich übernachten sollte, so ich aber erst sehr spät, nein, sehr früh landete. Und ich lernte so die Last des Ruhms auf überzeugende Weise kennen.

Am Morgen dann, nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht, standen wir — meine Frau, ein paar gute Freunde und ich — etwas durchgefroren, schubbernd und übernächtigt, auf dem Bahnhof und warteten auf den Zug, der uns nach Hause bringen sollte. Den unvermeidlichen Lorbeerkranz, auf dessen breiter, roter Schleife in Stadt und Intendant mich und mein Werk in Goldbuchstaben verewigt hatten, hatte ich abgesetzt, stützte ihn mit den Knien und stand unbeweglich wie mein eigenes Denkmal und etwas geniert da.

Zu meiner Erleichterung, aber auch Verwirrung, entdeckte ich bald, etwa hundert Schritte entfernt, noch einen anderen Mann mit einem Lorbeerkranz, der ebenfalls dem Zug entgegenharrte. In etwa der gleichen Stellung wie ich. Man sagte mir, er sei der Sieger im Radrennen, das hier ebenfalls gestern stattgefunden habe, und er sah so aus. Aber mit einem Male verlor mein Kranz etwas von seinem symbolischen Wert, und mein Stolz bekam einen leichten Knacks. Mir wurde bewußt, was ich beinahe vergessen hatte: daß Ruhm sich auch auf andere Art, daß er sich auch mit kräftigen Wadenmuskeln, einem starken Kugelherz und einer guten Lunge erwerben läßt. Und vielleicht sogar ein dauerhafterer Ruhm.

Der Zug lief ein. Wir erstürmten ein halbwegs leeres Abteil, und erleichtert brachte ich meinen Lorbeerkranz im Gepäcknetz unter. Nur daß die rote Seidenschleife sich immer wieder selbständig machte und vor meinen Augen herumflatterte, war ein bißchen störend.

Die Leute draußen im Gang, die keinen Sitzplatz mehr gefunden hatten, spähten ab und zu durch die Fenster oder die halboffene Tür in unser Abteil. Und gewiß sahen sie dabei auch den Lorbeerkranz, der weit über das Gepäcknetz hinausragte, und von dem das Seidenband — die goldene Aufschrift zum Glück der Wand zugekehrt — herniederbaumelte.

Einmal hörte ich, wie ein frisches, junges Mädchen zu ihrem nicht minder junger Begleiter ganz enttäuscht sagte: „Weißt du, Ralph ... gestern auf dem Rad sah er doch ganz anders aus. Viel forscher, nicht wahr?"

Ich lächelte in mich hinein. Und ich malte mir aus, wie vielleicht im selben Augenblick jemand in das Abteil guckte, in dem der Radrennfahrer saß, und feststellte: „Komisch, sieht heute bei Tageslicht aus wie ein Sportler. Ein Boxer, ein Fußballer oder so was Ähnliches. Nicht wie ein Schriftsteller, ein Dichter ..."

Zu Hause wurde die Frage, was nun mit dem Lorbeerkranz zu geschehen habe, sehr rasch gelöst. Da war noch ein freier Platz an der Wand zwischen den Fenstern — da kam er hin. Jeder, der mein Arbeitszimmer betrat, mußte ihn sehen. Und ich sah ihn auch, wenn ich am Schreibtisch saß — und ich sonnte mich im Nachglanz meines Bühnenruhmes.

Acht Tage später sah ich ihn nicht mehr. Man gewöhnt sich schnell an Lorbeer und an ein Symbol.

Einige Zeit danach, als ich einmal unerwartet früh nach Hause kam, stand unser Mädchen auf einem Stuhl und schnibbelte ein paar Blätter vom Kranz ab.

„Nanu?" staunte ich, „was soll denn das?"

„Ach", meinte sie gleichmütig, „wir haben Fisch heute. Und kein einziges Lorbeerblatt in der Küche".

„Ach so", sagte ich, „dann freilich ..."

Ich stamme aus einer Stadt, die dem Strom und dem Meer eng verschwistert ist. Es wurde viel und gern Fisch gegessen. Auch bei uns. Aber Lorbeerblätter, für manches Gericht unentbehrlich, wurden bei uns nicht mehr gekauft. Ja, es ging so weit, daß auch unsere guten Bekannten in der Nachbarschaft sie bei uns holten, wenn Not am Mann war. Der Lorbeerkranz war groß genug, um allen Bedürfnissen Genüge zu tun.

Freilich: langsam wurde er dünner, schütterer, lichter.

Ehe er alles Ansehen verlor, kamen die Russen. Was sie mit dem schäbigen Rest taten, wird sich nie feststellen lassen.

Sic transit gloria mundi — so vergeht der Ruhm der Welt!

Fahrt in den Mai

Nun ist es mit dem Wintergram vorbei.
Ich sitz' im Zug. Und bald schon wird er fahren
und viele, viele Wunder offenbaren.
Ihr glaubt es nicht? O glaubt. Es ist ja Mai!

Mit lichten Blicken werden Teiche schaun.
Schneeweiße Enten werden darauf schwimmen.
Die Grillen werden ihre Geigen stimmen.
Und ganz unsagbar wird der Himmel blaun.

Berauscht vom Lichte selige Wandrer gehn,
berauscht auch von dem Schollenduft der Erde.
Und Bauern stehn bei ihren braven Pferde
mit weiten Augen, die die Frucht schon sehn.

Ich aber sehe auf dem Fensterplatz
vor mir ein sonnenblondes Mädel sitzen
mit blauen Augen, die oft schelmisch blitzen;
denn neben ihm lehnt, sehr verliebt, sein Schatz.

Schon küßt er es verstohlen. Ei-ei-ei!
O Gott, auch ich, obwohl bereits bei Jahren,
Ich würde gern mit solchem Mädel fahren.
Was meint ihr? Würd' ich wieder jung dabei??

Fritz Kudnig



Gerhard Kamin

Die mütterliche Stimme

(Für Agnes Miegel)

Jahre hindurch habe ich gezögert, über sie, die Seherin und Künderin unserer Heimat, zu schreiben. Jedesmal wenn ich es versuchen wollte oder auch versuchte, legte ich die Feder wieder aus der Hand. Was ist damit getan, sagte ich mir, ein paar liebende oder verstehende Worte zu finden, die jeder andere ebenso finden kann und die sie, die in ihrem Schicksal unverändert Ruhende und allem Lob Entwachsene, so wenig wie die anderen erreichen, die vielen, die mit mir zusammen wie die Dichterin in Königsberg aufwuchsen, das Samland und seine Küsten durchwanderten und jetzt von irgendeiner Fremde her in Stunden der Versenkung immer wieder nach dem Lösungswort für das Unbegreifliche eines Verlustes suchen, der von Jahr zu Jahr quälender wird.

Ich habe sie einmal nach dem Krieg bei einem Leseabend in Düsseldorf gesehen, sonst nie, obwohl ich Jahre hindurch in Königsberg in ihrer nächsten Nähe wohnte und oft an ihrer Wohnung vorbeigegangen bin. Auch später habe ich aus einer Scheu, die ich nicht überwinden konnte, nie ihre Nähe gesucht, obwohl ich mich oft danach sehnte. Ihre Dichtungen waren mir nah genug, manche davon tief eingegraben in mein Inneres wie Worte des Evangeliums oder eben wie die unvergeßlichen Bilder meiner Heimatstadt Königsberg oder der Samlandküste mit allem damit verbundenen Zauber der Jugend und Kindheit.

Wie oft, wenn ich zurückdenke, mag ich die wunderbaren Verse der „Mainacht" als junger Mensch mir vorgesprochen haben, jene anderen auch der „Schönen Agnete" oder die immer wieder tröstenden und bewegenden des „Heimweh". Sie sind später in die Fremde mit mir gegangen, an die Fronten des Krieges, in die Länder einer wechselnden Wahlheimat. Man muß in den Wäldern Ostpreußens aufgewachsen sein, im Meer des unendlichen Grüns der Wipfel, im Paradies der Jagden und Waldhörner mit der unauslöschlichen Erinnerung an Wagenfahrten durch endlose Forsten und wogende Getreidefelder, mit den unvergeßlichen Bildern langsam niederbrennender Lagerfeuer an Haff und Meer oder sonndurchglühte Tage über dem sommerlichen Königsberg mit seinen hohen Türmen, seinen stillen Parks, seinen großen Teichen und den vielfachen Erinnerungsstätten an deutsche Vergangenheit; man muß an tausend und abertausend Tagen wie ich die ganze stille und schenkende Schönheit dieses Landes erfahren haben, um endlich dann, nach Jahrzehnten, bestürzt und bewegt zu werden wie gestern zum Beispiel, als ich zufällig, bei einem Besuch von ostpreußischen Freunden, auf einer Schallplatte die Stimme von Agnes Miegel hörte. Nach einer Zeit der Krankheit und des vielfachen Dunkels fiel diese Stimme in ihrer wunderbaren Schlichtheit und Eindringlichkeit wie eine Verheißung in den zagenden Frühling. Es war alles Verlorene durch sie plötzlich gegenwärtig, als sei es uns nie genommen worden: die Fluren der Heimat, die freundlichen Gesichter ihrer Menschen, ihre eigenartig anheimelnde, schlichte, durch und durch redliche Sprache, die Gesichter der Jugendfreunde, der Schwester, des Vaters, der Mutter; des endlosen Heeres ostpreußischer Mütter.

Möchte sie, falls sie diese Worte lesen sollte, mir die Freiheit verzeihen, die ich mir mit dem Niederschreiben dieser Zeilen nehme. Es soll nichts als ein ebenso bescheidener wie tief empfundener Dank darin zum Ausdruck kommen, den ich empfand, als ich ihre Stimme hörte. Mann kann im einzelnen nicht sagen, warum sie mit jedem Wort so bewegt: Vielleicht deshalb, weil sie im Tonfall, Akzent und Dialekt und im dazwischenliegenden Schweigen die ganze große mütterliche Weite und Stille des Landes umfaßt, in dem sie zum Leben erweckt wurde: Festigkeit, Vertrauen, Schönheit, Sehnsucht, Unendlichkeit. Und daneben, in sanfter Verhaltenheit aufklingend: ein Meer von Trauer, von Wehmut, von sorgender Liebe und verstehender Güte. Nicht die Stimme einer Dichterin allein, die Stimme der Mutter einer in alle Welt verstreuten und heimwehkranken Familie; die Stimme der Kornfelder, der Meere und der Menschen unserer Heimat. So wie sie sprachen die Mütter dort an Abenden, wenn die Kinder zu Bett gebracht wurden, so die Großmütter, wenn die Enkelkinder den Geschichten zuhörten, die sie erzählten. So raunte der Wind in den Parks unserer Heimatstadt, so rauschte die See bei Cranz, so klagte und heulte der Sturm in den Krüppelkiefern der Nehrung, so wehte es im Frühling in den hellen Birken des Samlands.

Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo diese Stimme mehr vermag als die lauten Stimmen der Gegenwart. Vieles ist auch heute noch immer unterwegs, was an Ketten unseres Schicksals rüttelt. Das alte Griechenland im übrigen — es ist für den, der es erleben will, in der Dichtung des greisen Homer heute so lebendig wie vor Jahrtausenden. Sollte es der Zeit gelingen, den Mythos auszulöschen, der mit dem Namen „Ostpreußen" verbunden ist und der seine Stimme mahnend in unsere Träume schickt? Einmal war unsere Heimat ein Land der Liebe, der Freundlichkeit, der Schönheit und der lebendigen Begeisterung. Es gebar Dichter, die die Welt aufhorchen ließen, es weckte Geister, an deren reiner Kraft der sittlichen Erkenntnis und Entscheidung bis heute sich Menschen aufrichten. Und es tat in aller Verfinsterung seines heillosen Schicksals ein Letztes: es bewahrte uns bis in die Zeit der Vertreibung und Heimatlosigkeit die mütterliche Stimme seiner Künderin und hat in ihr das Flüchtige und Vergängliche ins Bleibende erhoben. Alles Vergangene und Versunkene wird beim Aufklingen dieser Stimme lebendig für den, der Ohren hat, zu hören. Uns aber, zu denen diese Stimme kommt, bleibt zu danken. Nichts als zu danken.

Annemarie in der Au: **Nur an einem einzigen Tag**

So möchte eine Mutter zum Muttertag schreiben, aber sie tut es nicht

Mein lieber Mann, morgen ist wieder einmal Muttertag, für mich nun der dritte. Unsere Claudi versteht noch nichts davon, aber du wirst ihr wieder einen Riesenstrauß für mich in die Hände drücken, und du selbst wirst mich mit Geschenken überladen, die ein wenig zu viel für dich sind (denn wir müssen doch für die neue Wohnung sparen!). Und ihr werdet alle beide mit großen Kinderaugen darauf achten, daß ich mich auch genug freue. Natürlich werde ich mich freuen, das heißt, ich werde zu meiner natürlichen Freude noch einen Schuß dazu tun. Dann wirst du, lieber Mann, für alle in die Kirche gehen, während ich unsern kleinen Haushalt versorge, koche, Claudi beschäftige und sauber halte, und auf dich warte, weil du nach der Kirche gewiß noch ein wenig wie immer „rum" gehst. Dann werden wir essen, dann werdet ihr beide euch zum Mittagsschlaf hinlegen, Claudi und du, der eine, weil er soll, der andere weil er will, und ich werde den Kaffeetisch bereiten, versuchen, mich nicht über deine achtlos geknautschte Hose zu ärgern, und im übrigen abwaschen und darauf warten, daß ihr nicht zu lange schlaft.

Nach dem Kaffee könnten wir eigentlich alle drei spazieren gehen, aber du bist am Vormittag zu viel gegangen, nun tun dir deine Beine weh. Außerdem kommen gleich die Sportberichte mit sehr wichtigen Fußballergebnissen durch, und die Grußkarte zu Tante Helenes Geburtstag — an den ich dich erst erinnern muß — müßte auch noch unbedingt geschrieben werden. Also werde ich mit Claudi allein gehen oder zu Hause bleiben und dir Claudi vom Sonntagsanzug fernhalten, denn Vatis mögen keine schmutzigen Kinderhändchen auf ihren Hosen oder liebkosende Schmiermündchen. Dann wird es Zeit sein, Claudi ins Bett zu bringen, Abendbrot zu essen, und dann - - - dann ist wieder ein Tag zu Ende, du wirst sehr befriedigt sein, mir viel geschenkt zu haben, und für mich wird es ein Tag wie jeder andere gewesen sein.

Bitte schenke mir doch etwas weniger. Bitte laß mich doch auch einmal in die Kirche gehen, weil ich schon 51 andere Sonntage des Jahres Claudis wegen darauf verzichten muß. Bitte, schlafe doch einmal nicht am Nachmittag, sondern sprich mit mir über Kindererziehung (und laß mich ruhig auch einmal meine eigene Meinung haben) oder über Filme, oder über Bücher, meinetwegen auch über deine allesamt dummen — ich weiß! — Kollegen, oder über deinen Lieblingsfußballverein, oder was du sonst magst, nur unterhalte dich mit mir! Bitte, laß uns hübsch spazierengehen. Ich will auch nichts dazu sagen, daß du automatisch deinen üblichen Stadtweg einschlägst oder den Weg zum Sportplatz. Bitte, laß dich von unserem kleinen Dreckspatz lieb haben, wie er es möchte — die Flecke werde ich schon unauffällig herausmachen! — und dann — dann werde ich dir abends um den Hals fallen und sehr glücklich sein.

Bitte, schenke mir nur dieses zu meinem Ehrentage, nur einmal an diesem einzigen Tag im Jahr - - - aber es wird wieder alles so sein wie immer, und man wird nur deshalb glauben, daß es ein besonderer Tag gewesen ist, weil es in den Zeitungen stand und die Geschäfte es so wollten.

„Wo du mir bist, bin ich zu Haus!"

„Sie sind besorgt um mich, teure Mutter! und ich habe keine Sorge als Ihnen süße Tage zu machen, so wahr Sie einzig sind in Ihrer Güte! Es ist der erste meiner Wünsche, diese Güte vergelten zu können; werd' ichs je können?"

Hölderlin am 12. 3. 1795

*

„Ich melde Dir hiermit den Empfang des Geldes sowohl als Deines werten Briefes und muß Dir gestehen, daß ich das Paket nur mit Angst öffnet, weil ich wußte, daß nur durch liebevolle Aufopferung und Entbehrung von Deiner Seite die Sendung dieses Geldes möglich geworden war."

Gottfried Keller am 9. 9. 1841

„Echter volksgebundener Humor"

Dr. Lau unternahm eine Frühlingsfahrt durch Baden-Württemberg

Zahlreiche Gruppen unserer Landsmannschaft in Baden-Württemberg hatten Gelegenheit, unseren Trostmann-Autor, den ostpreußischen Arzt und Schriftsteller Dr. Alfred Lau mit seinen neuen, wirkungsvollen Programm zu hören, das unter dem Motto steht: „Wer lacht, lebt gesünder". Auf einer Frühlingsfahrt besuchte er viele Orte zwischen Mergentheim, Rastatt und Biberach, d. h. im nördlichen Teil des Landes. Überall das seit Jahren gewohnte Bild: Stürmischer, begeisterter Beifall. Aus dem Widerhall, den sein Auftreten in der Presse fand, sei hier, stellvertretend für alle anderen, nur ein Bericht veröffentlicht. Das „Badische Tagblatt" schrieb am 7. April über den fröhlichen Heimatabend in Baden-Baden:

Das war ein geglückter, prächtiger Abend, als am Montag der bekannte ostpreußische Arzt und Dichter Dr. Lau in der hiesigen Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen sein Rezept „Lache dich gesund" bei der zahlreichen Schar seiner Zuhörer anwendete und seine Wirksamkeit praktisch bewies. In einer Art ungebundener, liebevoller und außerordentlich lebendiger Plauderei ließ er Erinnerungen aufstehen an die alte Heimat und ihre Menschen, die bei genauerem Hinschauen das oft harte Leben doch mit einem gesunden Humor und lächelnder Selbstverständlichkeit zu meistern verstanden.

Mit echten Dichteraugen hat Dr. Lau in die Seele seiner Landsleute geschaut und sie in Gedichten, Anekdoten und Kurzgeschichten lebendig werden lassen, von denen er eine köstliche Auswahl vortrug und eine Heiterkeit, Fröhlichkeit und lautes Lachen auslöste, die sein Rezept „Lache dich gesund" vollauf bestätigte. Dr. Lau's Dichtungen bleiben — und das ist das Wertvolle und Bedeutsame — bei aller Treffsicherheit der Pointe nie im bloßen „Witz" stecken, sondern immer leuchtet und strahlt ein tiefer, echter, volksgebundener Humor aus ihnen und läßt wahres, blutvolles Leben echter Menschlichkeit entstehen. (Wie leibhaftig stehen doch die Fischweiber an der Königsberger Fischbrücke da!!) Das war es auch, was den Abend lebendig machte und die Zuschauer so begeistert und herzlich danken ließ für die „lachende Medizin", die ihnen Dr. Lau dargeboten hatte. Dank gebührt aber auch dem rührigen Vorsitzenden der Ost- und Westpreußischen Landsmannschaft, Herrn Borchert, der diesen Abend vorbereitet hatte.

Die Kirche und der Osten

Oberkonsistorialrat Gülzow sprach in Hannover

Das Spannungsverhältnis, in dem seit je die Christenheit zwischen Ost und West gestanden hat, wurde in einem Vortrag deutlich, den der Vorsitzende des Ostkirchenausschusses, Oberkonsistorialrat D. Gülzow, Lübeck, am 15. März im überfüllten Gemeindesaal der Lukas-Kirchengemeinde zu Hannover auf einer Veranstaltung des Konvents der zerstreuten evangelichen Ostkirchen hielt.

Er schilderte die Schwerpunktverlegung des Christentums von seinem Ursprungsland nach Europa und die immer neue Hinwendung, die dann vom Westen zum Osten erfolgt ist, etwa zur Zeit der Kreuzzüge und des Deutschen Ritterordens. In der Gegenwart haben wir mit den Vertreibungen wieder eine stärkere Akzentuirung des Westens erlebt, wobei nicht übersehen werden darf, daß der Westen durch das lebendige kirchliche Leben der Vertriebenen auch eine starke Bereicherung erfahren hat. Oberkonsistorialrat Gülzow warnte freilich davor, den Osten mit dem Bolschewismus gleichzusetzen. Auch im Osten lebt die Kirche, und ihre Wirksamkeit wird um so stärker sein, je mehr sie ihrem eigentlichen Fundament verhaftet bleibt. Die Auseinandersetzung mit der Ideologie des Ostens sei keine Frage der Gewalt, sondern eine Frage der Glaubenssubstanz. Der Christ sei verpflichtet, tatkräftig an einer Rechtsordnung mitzuschaffen, die neues Unrecht unter den Völkern ausschließe.

Seesen

Über den letzten Heimatabend berichtete der „Seesener Anzeiger" folgendes:

Wieder einmal hatte die Landsmannschaft Ost- und Westpreußen einen stimmungsvollen Heimatabend im Ratskeller. Obmann Augustin überreichte den Konfirmanden Bücher über Ost- und Westpreußen, historischen und kulturellen Inhalts, als kleine Nachschlagewerke.

Der weitere Abend wurde dann vom Schriftsteller Hermann Bink aus Göttingen bestritten. Bink war früher zunächst am Theater Königsbrg und später beim Sender Königsberg tätig und wurde außerdem bekannt als Verfasser humorvoller Schriften über Ostpreußen.

Bei den Seesener Landsleuten erwies er sich als guter Rezitator, der die ernste Muse genauso gut beherrschte, wie die heitere. Aus eigener Feder und aus Werken anderer, z. B. Agnes Miegel, zauberte er in Lyrik und Prosa ein Bild der alten Heimat herauf, wie es die Anwesenden noch gut in Erinnerung haben.

Fürth

Archivrat Dr. Schwammberger hielt in der März-Monatsversammlung einen interessanten Lichtbildervortrag über die Geschichte Nürnbergs, Fürths und Mittelfrankens unter dem Titel „Das Leben in einer mittelalterlichen Stadt".

In der April-Monatsversammlung zeigte Kulturwart Bruno Hahn „Die neue Heimat im Farbfilm". Anhand selbstgedrehter Schmalfilme ließ er einige Episoden aus gemeinsamen Ausflügen wieder lebendig werden. Sehr geschickt hatte der Kameramann die schönsten Motive der fränkischen Landschaft, des Nürnberger Tiergartens und der Donau-Enge bei Weltenburg aufgenommen. — Der 1. Vors. Hermann Adomat stellte sein Referat zur bevorstehenden Gipfelkonferenz unter das Kant-Wort aus der Schrift „Zum ewigen Frieden": „Das Recht der Menschen muß heilig gehalten werden und alle Politik muß ihre Knie vor der Moral beugen.

Die Frauengruppe feierte Anfang April ihr vierjähriges Bestehen. In Ihrem Rückblick hob die Vorsitzende Anna Kowaliwski als besondere Aufgaben der Frauengruppe hervor: das Erbe der alten Heimat zu pflegen und sich um die alten und einsamen Landsleute zu kümmern.

Amberg

Bei der Jahreshauptversammlung der Ostdeutschen Landsmannschaft wurde der folgende Vorstand gewählt: 1. Vors. Graf Keyserlingk, 2. Vors. Wilhelm Behrens, Schriftf. Frau Behrens, Kasse Lm. Natruss, Kultur Gräfin Keyserlingk.

Hof/Saale

Bei der letzten Monatsversammlung der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen sprach der 1. Vors. Paul Bergner über das Thema „Unsere Königin Luise" aus Anlaß des 150. Todestages der preußischen Königin. Der Redner zeichnete das Bild einer schönen, genialen und königlichen Frau.

Die nächste Monatsversammlung findet am 14. Mai, 20 Uhr, im „Blauen Stern" statt, sie steht unter dem Gedanken an den ostpreußischen Dicher Ernst Wiechert.

Marienburg-Kulturfilm in zahlreichen Landes- und Kreisbildstellen

Der Kulturfilm „Sencte Marienburch" des ostpreußischen Kulturfilmherstellers Erich Doerk ist innerhalb der letzten Monate in etwa 60 Schmalfilmkopien von Landes-, Stadt- und Kreisbildstellen erworben und in deren Archive eingereiht worden. Interessierte Heimatvereine und Organisationen haben daher jetzt die Möglichkeit, diesen Kulturfilm in zahlreichen Bildstellen der Bundesrepublik zur Vorführung zu entleihen.

Nachstehend bringen wir eine Aufstellung der betreffenden Bildstellen, die diesen Film bereits besitzen:

Südbayern: Landesbildstelle München, Stadtbildstelle Augsburg, die Kreisbildstellen Reichenhall, Ebersberg, Landsberg/Lech, Miesbach, Neu-Ulm, Nördlingen, Rosenheim/Obb., Starnberg, Traunstein, Wasserburg, Weilheim, Wolfratshausen, Eggenfelden, Kehlheim/Donau, Pfarrkirchen.

Nordbayern: Landesbildstelle Bayreuth, Stadtbildstelle Selb-Stadt, die Kreisbildstellen Staffelstein und Tirschenreuth/Opf.

Bremen: Kreisbildstelle Bremerhaven.

Hessen: Landesbildstelle Frankfurt/M., die Kreisbildstellen Alsfeld, Biedenkopf, Fritzlar-Homberg, Groß Gerau, Hersfeld, Limburg/Lahn, Offenbach, Wetzlar, Wiesbaden.

Rheinland: Landesbildstelle Düsseldorf, Stadtbildstelle Köln, die Kreisbildstellen Düren, Erkelenz, Schleiden, Geilenkirchen-Heins.

Westfalen: Landesbildstelle Münster, Stadtbildstelle Bochum, die Kreisbildstellen Bottrop, Hale/Westf., Wiedenbrück.

Niedersachsen: Landesbildstelle Hannover, Stadtbildstelle Osnabrück, die Kreisbildstellen Aurich und Wilhelmshaven.

Rheinland-Pfalz: die Kreisbildstellen Prüm und Bergzabern.

Württemberg: Bezirksheimat-Museum Bad Mergentheim, Kath. Pfarramt Steinweiler/Pfalz, BDV Wiesbaden.

Wir gratulieren!

Diamantene Hochzeit

Eheleute Gottfried Harder und Henriette, geb. Mauritz aus Gr. Ladtkeim am 20. April in Soltau, Böningweg 5.

73. Geburtstag

Hedwig Pietzker, geb. Dreher aus Marienburg am 2. Mai in Seesen/Harz, Dehnestraße 31.

Konrektor Paul Santner aus Johannisburg am 6. Mai in Bornhausen 84 üb. Seesen/H.

70. Geburtstag

Käte Herrmann aus Seltnicken am 15. in Seesen/H., Langestr. 49.

Allen Jubilaren wünscht das Heimatblatt „Ostpreußen-Warte" alles Gute und auch weiterhin beste Gesundheit.

Am 14. April 1960 starb zu Mülheim (Ruhr) der letzte Vorsitzende des Königsberger Männer-Turnvereins v. 1842

Herbert Ogrzwalla

im Alter von 63 Jahren.

1935 übernahm er die Vereinsführung und es war ihm vergönnt, gestützt auf einen einsatzfreudigen Mitarbeiterstab, das 100. Stiftungsfest seines Vereins zu einer eindrucksvollen, glanzvoll verlaufenen Feier zu gestalten.

Ein ehrendes Andenken wird nicht nur der KMTV 1842, sondern unsere ganze Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen diesem lieben Kameraden und Freund bewahren.

Für den Königsberger Männer-Turnverein 1842
Wilhelm Alm